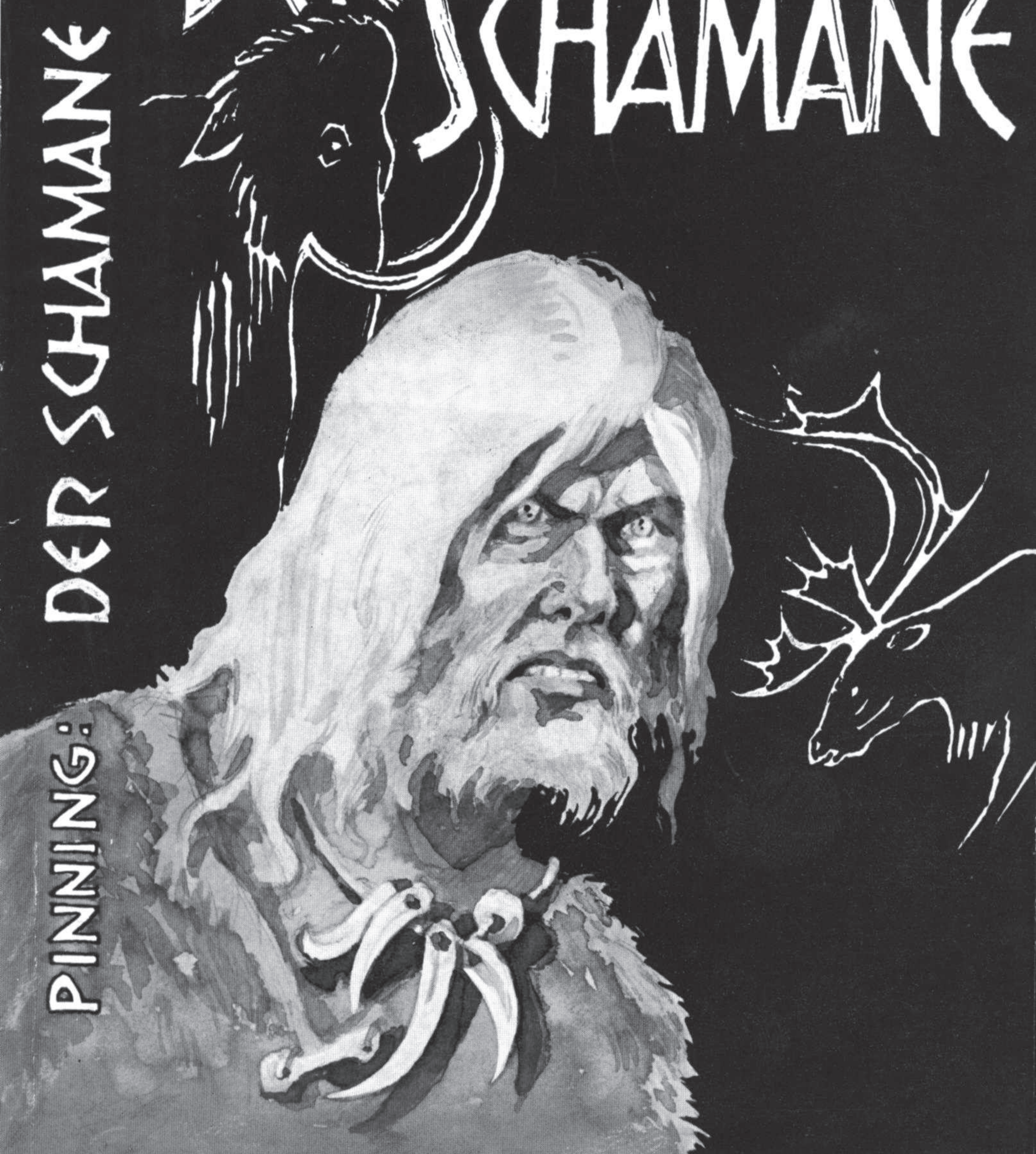
GERMAN PINNING

DER SCHAMANE



German Pinning

Der Schamane

Als eine Traumerzählung hat German Pinning diese ungemein spannende Kriminalgeschichte aus grauer Vorzeit geschrieben. Mit Verschlagenheit, Suggestion und allerlei Zauberei gelingt es dem hinkenden Alf, sich zum tyrannischen Schamanen und Beherrscher des Stammes nördlicher Höhlenbewohner aufzuschwingen. Nur ein einziger durchschaut und entlarvt ihn, was ihm die Todfeindschaft Alfs einträgt. Dem Mordanschlag durch einen vom Schamanen angestifteten Stammesgenossen entgeht er nur zufällig, doch findet sein Weib dabei den Tod. Nach diesem Verbrechen flieht der Schamane, und nun entwickelt sich eine aufregende Verfolgungsjagd durch ganze Erdteile und Kulturepochen, die den Leser in atemloser Spannung hält. Immer neue Hindernisse türmen sich vor dem Verfolger auf. Weiße, schwarze und braune Stämme verfallen dem Schamanen und geraten in Unheil. Durch die Schuld des Schamanen findet schließlich auch das zweite Weib seines Verfolgers den Tod. Dadurch beginnt die Verfolgung aufs neue und strebt ihrem dramatischen Ende zu.

Zeitenthoben wie die Traumerzählung, so zeitlos ist die Gestalt des Schamanen, die bis in unsere Tage weiterlebt.

Verlegt bei Franz v. Bebenburg/Pähl



German Pinning / Der Schamane

Der Schamane

Eine Traumerzählung

von

German Pinning

19  61

Verlegt bei Franz von Bebenburg in Pähl

 Gesetzt aus der Schwabacher Fraktur. Druck: Carl Bauer'sche Buchdruckerei, München 2. Gebunden bei Gebrüder Businger, München 9.

1.

Ich verabschiedete mich von Gerda vor der Haustür — sie hatte es sich, wie immer, nicht nehmen lassen, ihre Gäste nach unten zu begleiten — und fragte Irwing, ob er ein Stück mit mir gehen wollte. Er gähnte hemmungslos, wobei seine weißen Zähne im Zwielicht des frühen Morgens glänzten wie die eines Raubtieres, und schlug fröstelnd den Mantelkragen hoch.

„Danke. Ich bin restlos bedient. Diese endlosen Diskussionen über Dinge, die miteinander inkomparabel sind, gehen mir auf die Dauer auf die Nerven. Dazu noch dieser Pater-Jüngling ... Wie kann man heute noch daran glauben, daß ein Zauberwort eines geweihten Priesters den Gott in Brot und Wein zu bannen imstande ist! ..." Er streckte mir die Hand entgegen, doch ich war durch den hitzigen Streit dermaßen aufgekratzt, daß ich keine Lust hatte aufzuhören, obgleich wir beide, Irwing und ich, eigentlich der gleichen Meinung waren. Ich fragte:

„Wo hat Gerda bloß diesen Jesuiten aufgegabelt? Und warum hatte sie ihn hergeschleppt? Er hat sie doch nicht etwa bekehrt? Oder will sie ihn etwa verführen? Sie tat ja den Mund fast nicht auf, stachelte nur bald uns, bald ihn auf, wenn wir einmal müde waren. Ein Teufelsweib, diese Gerda."

„Sensationslust, weiter nischt", entschied Irwing lustlos. „Gute Nacht, Holthaus. Ich gehe ins Bett."

„Morgen ist Sonntag", beharrte ich. „Du hast Zeit auszuschlafen. Komm, los, wir gehen in den Englischen Garten. Ein Spaziergang wird uns gut tun nach den vielen Zigaretten und der fragwürdigen Bowle."

„Ohne mich!... Ich habe es satt, mit Vernunftsgründen gegen etwas Gestaltloses, was da Glaube heißt, anzukämpfen. Gute Nacht!" Er wartete nicht ab, daß ich seine Hand annahm, steckte sie in die Tasche und ging. Ich zuckte die Achsel und wandte mich zur Leopoldstraße. Das Päckchen mit den am Nachmittag gekauften Ölfarbentuben war zwar schwer, doch ich hatte wirklich Sehnsucht nach frischer Luft und der im Morgenlicht eines diesigen Septembertages erwachenden Natur. Die Straße war menschenleer. Von der Leopoldstraße her hörte man das Brummen und Rattern schwerer Lastzüge. Irgendwo klingelte und kreischte in den Kurven eine frühe Straßenbahn.

Im Englischen Garten schien es noch kühler zu sein. Ein feuchter Nebel zog in feinen Schwaden über dem Kies des Weges und blieb in dem kurz gehaltenen Rasen haften wie auseinandergezupfte Watteflocken. Die Baumgruppen und die Büsche waren von einem dünnen Schleier verhangen. Ein paar Amseln hüpften im Rasen oder hockten hoch in den Wipfeln und pfiffen, als wäre es Frühsommer.

Ich klappte den Kragen meines unmodernen Trenchcoats hoch und vergrub die Hände in den Taschen, das schwere Paket mit Ölfarben unter den Arm geklemmt. Ich schritt rüstig aus, und mit der Zeit wurde es mir warm. Aber im Kopf huschten immer noch die Argumente und Gegenargumente des hitzigen Redegefechts von vorhin, geisterten das schmale, aber durchaus nicht asketische Gesicht des Jesuitenpaters, der eher wie ein erfolgreicher Leichtathlet aussah, die grünlich blauen Augen Gerdas, bei denen man nie wußte, ob sie es ernst meinte oder eine Teufelei im Schilde führte, ihre vollen, kühn geschwungenen Lippen unter dem etwas knalligen Rouge, ihre Lippen, die so heiß küssen und so süß und so verletzend lächeln konnten.

Eigentlich mußte man denken, daß sich der gläubige Priester ziemlich unbehaglich fühlen müßte in unserem Kreis der mehr oder weniger jungen, ungläubigen und ziemlich

aggressiven Menschen. Aber die Kontroverse schien ihm im Gegenteil Spaß zu machen, als freute er sich der Gelegenheit, seinen scharfen Witz mit dem unseren zu messen. Ob er das Gefühl hatte, uns im Disput besiegt zu haben, als er sich gegen zwölf verabschiedete und als erster ging? Kaum, denn wir waren ihm ja nichts schuldig geblieben. Gegen unsere Argumente konnte er ja schließlich nichts vorbringen als: „Hier handelt es sich nicht um Logik oder um schlüssige Beweise, hier handelt es sich um Glauben." Irwing entgegnete ihm darauf, sarkastisch wie er war: „Gut, die Vernunft kann nicht alles ergründen; ihr sind Grenzen gesetzt. Darüber hinaus beginnt eben der Glaube. Sie werden aber zugeben, daß die Vernunfterkenntnis nicht bei allen Menschen gleich sein kann. Ein niederbayerischer Bauer aus Hintertupfingen hat ein ganz anderes Erkenntnisvermögen als, sagen wir, ein Professor an der Uni, obgleich ich den Herren Professoren keineswegs sämtlich einen genialen Gedankenflug zutraue. Und Sie, die Kirche also, wollen allen Menschen vom letzten Waldbauern bis zum intelligentesten und mit Wissen vollgestopften Hochschullehrer einen und denselben Glauben aufdrängen? Ich bin Arzt, habe also Naturwissenschaften studiert. Ich habe eine Ahnung von den großen Zusammenhängen der Natur, von dem menschlichen Körper und der menschlichen Psyche, von den Gesetzmäßigkeiten, die dort herrschen. Ich will nicht sagen unfehlbares Wissen, aber eine ziemlich zuverlässige Ahnung. Aber ein anderer hat diese Ahnung nicht. Er mag an die leibliche Auferstehung glauben, an die Himmelfahrt, an das Wunder von Kanaa und die Erweckung des Lazarus. ‚Herr, er stinket schon.' Ich nicht. Ich weiß nicht, wie es mit Ihren Naturkenntnissen bestellt ist, aber ich kann mir schlecht vorstellen, daß Sie daran glauben können."

Ich warf da etwas dazwischen, der dicke Lovicek, der Schriftsteller, gab seinen Senf dazu. Gerda lächelte sphynxhaft, und ihr Blick wanderte von einem Gesicht zum ande-

ren, als machte ihr die Kontroverse unbändigen Spaß. Der Pater lächelte verbindlich, sprach davon, daß niemand daran dächte, allen Menschen, gleich welchen Wissensgrad sie hätten, denselben Glauben aufzuzwingen. Seinen eigenen Glauben umging er — „jesuitenhaft“, wie Irwing schonungslos feststellte. Dann sagte Gerda etwas über den symbolhaften Charakter der Bibel, und der Sturm brach von neuem los.

Lovicek schrie händefuchtelnd von Schamanen, die durch Tanzen und faulen Zauber Regen beschwören. „Und Ihre Kollegen heute wollen ihren Gott in Brot und Wein bannen. Und das im 20. Jahrhundert!“ Zum ersten Mal wurde der Pater scharf, aber seine Entgegnung ging im Tumult unter.

Ich lächelte im Marschieren über unseren Eifer. Eigentlich war das alles völlig zwecklos. Ein noch so langes Gespräch würde niemals einen im jahrelangen Drill abgerichteten Jünger Loyolas bekehren. Gerdas Versuch war ein Versuch am untauglichen Objekt. Oder wollte sie nur uns einen Gegner verpassen, mit dem wir uns messen sollten? Zuzutrauen war ihr das. Sie würde auch den Kardinal Frings einladen; wenn es ginge, den Papst selbst. Oder auch Chruschtschow oder Ulbricht von der Gegenseite. Ein tolles Mädel. Und niemand konnte behaupten, ihre eigene Weltanschauung zu kennen. Auch der nicht, den sie einmal mit ihrer Liebe auszeichnete. Sie äußerte manchmal Dinge, die einen überraschten, ja sprachlos machten. Und wenn man dann darüber nachdachte, dann war immer ein Quäntchen Sinn darin, der sich vielleicht in kein philosophisches System pressen ließ, aber trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb — als ein Stück Wahrheit entpuppte.

Es wurde heller. Der Himmel im Osten färbte sich rötlich. Auf dem Rasen, auf den Bäumen und Büschen lag ein unwirkliches, unbekanntes Licht. Plötzlich riß der Wolkenvorhang auf, und durch das längliche Loch strömte blutrote Lohe herein, leckte über die Baumwipfel, die scheinbar in

Flammen aufgingen. Ein gebückter alter Mann mit einem Stock schlürfte auf dem Weg mir entgegen. Mit der Stahlspitze seines Stockes pikte er Papierfetzen, leere Zigarettenschachteln auf, die an den Bänken herumlagen, streifte sie in die dazu bestimmten Papierkörbe ab. Über einen Querweg hastete eine Frau in einem knallroten Popeline-Mantel vorbei, wohl schon zur Arbeit. Es gibt in der Großstadt also auch Betriebe, die um sechs Uhr morgens aufmachen.

Unbemerkt für mich selbst erreichte ich den Aumeister, machte kehrt und ging auf einem anderen Wege zur Stadt zurück. Allmählich wurde ich müde. Das Paket mit Malfarben unter dem Arm erschien schwer. Die Sonne stand nun ziemlich hoch am Horizont, das Blutrote wich einem leuchtenden Orange, dann einem feinen Goldgelb. Ich weiß noch, daß mich der Gedanke beschäftigte, wie ein solcher allem Anschein nach intelligenter junger Mann, wie der Pater vorhin, Priester werden und der Gemeinde Dinge predigen konnte, die er selbst doch unmöglich glauben konnte. Ich setzte mich auf eine zwischen Büschen versteckte Bank, suchte vergeblich in den Taschen nach Zigaretten, fluchte und streckte die Beine aus ...

2.

Ich erwachte von einem Gefühl der Kälte, vielmehr einer nicht unangenehmen, aber immerhin lästigen Kühle. Ich erschauerte und blinzelte ins Licht. Mit dumpfer Verwunderung stellte ich fest, daß ich nackt war bis auf einen zottigen Fellschurz. Ein rötlich blonder Flaum bedeckte meine Arme, meine Schenkel, die Brust. Und als ich verständnislos meine Hände betrachtete, sah ich, daß meine Nägel lang, kräftig und mit unverkennbaren Trauerrändern versehen waren. Ich ekle mich immer vor unsauberen Fingernägeln und bin darin eigen. Und nun ...

Aber diese Verwunderung und dieses Gefühl des Ekels waren irgendwie seltsam dumpf, als rührten sie von einer anderen Person her, nicht von mir selbst. Auch als ich sah, daß die Bank verschwunden war und ich auf einem Haufen abgefallenen Laubes lag, wunderte ich mich nicht zu sehr. Es war, als hätte eine Hälfte von mir das und nichts Anderes erwartet. Ich stand auf, erschauerte in der Morgenfrische — die Sonne war nicht höher gestiegen, eher im Gegenteil — reckte mich genüßlich, gähnte ausgiebig und völlig unverhüllt und musterte meine Umgebung.

Es war nicht mehr der gepflegte und saubere Englische Garten um mich herum. Es war wohl eine parkähnliche Landschaft, aber man sah ihr an, daß keine Menschenhand daran etwas geändert oder geordnet hatte. Hie und da ragten gewaltige Sumpfeichen, Birken und andere Bäume in kleinen Gruppen empor, dichtes wildes Gebüsch wucherte an schmalen und anscheinend seichten Wasserrinnen. Der Himmel war klar und kühl, das Laub hie und da mit herbstlichem Gold gesprenkelt.

Ich verspürte Durst und ging zur nächsten Wasserrinne. Etwas wunderte mich an meinem Gang: ich ging nicht aufrecht und frei, wie ich es gewohnt war; ich schlich gebückt, mit scharfen Seitenblicken, denen nicht die leiseste Bewegung in der Umgebung entging, angestrengt lauschend und das leichteste Geräusch sofort wahrnehmend. Es dauerte mehrere Minuten, bis ich das nächste Wasser erreichte — es war kaum zehn Meter in der geraden Linie entfernt. Aber im Heranpirschen blieb ich sorgsam in Deckung der Büsche und des an manchen Stellen recht hohen Grases. Nachdem ich noch eine Weile aufmerksam gesichert hatte, ließ ich mich auf die Kniee nieder und schöpfte das klare Wasser mit hohler Hand zum Mund. Es schmeckte köstlich, wirklich köstlich. Besser als die Bowle bei Gerda. Ich trank nicht viel und war dabei sorgsam bedacht, den Körper mit dem kühlen Naß nicht zu besprengen. Ich war gerade dabei, mich auf-

zurichten, als ein leises Geräusch in der Buschgruppe rechts mich auf der Stelle erstarren ließ. Alle Sinne gespannt wie Geigensaiten kniete ich am Wasserrand und lauschte, sicherte, witterte. Jawohl, ich witterte, ich spürte förmlich die vielen mannigfaltigen Gerüche in der Nase, den Geruch des Wassers und der Wasserpflanzen am Rand, des Laubes der Büsche, des faulenden Baumstrunks, der halb aus dem Wasser ragte. Der leise Wind trug andere Gerüche her, darunter einen, der meine Rückenhaare sich sträuben ließ. Es war ein scharfer, feindseliger Geruch, den ich genau kannte, haßte und fürchtete. Meine Finger krampften sich automatisch um einen runden Stein, der neben mir im Wasser lag. Die Linke griff nach dem schweren Fellbeutel neben meinen Knien. Ich verhielt den Atem und suchte mit dem Blick die Laubkulisse des Buschwerks zu durchdringen.

Und dann sah ich's. Etwas großes, langes, braunes, schwarz Gesprenkeltes schob sich lautlos zwischen zwei Büschen zum Wasser. Mein Herz schlug zum Zerspringen. Im nächsten Augenblick nahm das undeutliche Etwas Gestalt an. Eine riesige Katze, doppelt so groß wie der größte Tiger in Hellabrunn, trat ans Wasser und senkte die Schnauze hinein. Blutige Strähnen zogen sich von ihren Lefzen und der schlabbernden breiten Zunge durch die schwache Strömung. Auch die wohl ellenlangen Hauer des Tieres, die den Unterkiefer nach unten weit überragten, waren blutbesudelt. Der Tiger hatte ein Wild geschlagen, war satt und kam zur Tränke.

Während seine blaßrote breite Zunge gierig das Wasser schlabberte, sank ich unhörbar in mich zusammen, machte mich klein und zwischen den Grasstengeln unsichtbar und kroch rückwärts aus der Nähe des Todes, den Blick immer an das Großtier auf der anderen Seite der Wasserrinne, die es in einem Sprung hätte überqueren können, geheftet. Den nutzlosen Stein hielt ich dabei krampfhaft in der Rechten.

Wahrscheinlich verursachte ich trotz aller Vorsicht doch

ein Geräusch, denn die Großkatze hob jäh den massigen Kopf und witterte. Ich erstarrte auf der Stelle. Ich war mehr tot als lebendig. Ich sah den Tiger zum Sprung ansetzen ...

Doch dann brummte er nur dumpf und senkte wieder den Kopf zum Wasser. Er war satt, und das kleine Menschlein auf der anderen Seite des Baches bedeutete keine Gefahr. Er trank weiter, und ich setzte meinen vorsichtigen Rückzug fort, bis ich weit genug von dem Ungeheuer war, mich aufrichtete und in langen Sprüngen davon jagte.

Das Herz schlug mir immer noch heftig, doch nun erfüllte mich eine unbändige Freude an der unerwarteten Rettung. Manchmal sprang ich im vollen Lauf vor lauter Übermut in die Luft, warf den Stein hoch, fing ihn wieder. Doch als ein anscheinend verschlafener Hase direkt unter meinem Fuß hochging und davonzurennen versuchte, traf ihn mein Stein mit tödlicher Sicherheit.

Ich hob meine Beute auf. Sie war warm und einige Tropfen Blut sickerten aus der kleinen Kopfwunde. Ich leckte sie vom braunen Fell ab. Es schmeckte warm und süßlich. An meiner Brust baumelte an einem Baststrang ein behauener Feuerstein, dessen Schneidkante zwar schartig, aber scharf war. Ich sicherte nach allen Seiten, legte das schwere Paket ab, hockte mich unter einem Erlenbusch nieder und schnitt dem toten Hasen die Kehle durch. Das Blut floß reichlicher, und ich trank es gierig. Dann band ich die Beute an den Fellbeutel und warf diesen über die Schulter, indem ich die Linke in die Riemenschlaufe steckte. Dann trabte ich stetig und zielbewußt weiter.

Ein Reh mit einer Kitz wechselte erschreckt aus dem Freien ins Dickicht. Einen Augenblick schwankte ich, doch dann setzte ich meinen Weg fort. Ich hatte ja schon Jagdbeute, und diese würde reichen. Auch für Urda.

Urda war ein Begriff für mich. Richtiger, für die eine Hälfte meines Ichs, die immer mehr Besitz von meinem Bewußtsein ergriff. Die andere Hälfte, die vor einiger Zeit,

vielleicht vor Stunden, vielleicht vor Minuten nur, auf einer Bank im Englischen Garten eingeschlafen war und die sich immer wieder über die neue Hälfte dumpf wunderte, trat immer mehr zurück, verwischte sich gleichsam. Ich merkte, wie sich mein Mund breit zog, wenn ich an Urda dachte. Anscheinend liebte mein neues Ich diese Urda — dabei wußte ich gar nicht, wie sie aussah, ja nicht einmal, ob es ein männliches oder weibliches Wesen war.

Es dürfte gegen Mittag gewesen sein, als ich die Waldregion erreichte. Mächtige Bäume, deren Namen mir nicht geläufig sind, stiegen in Wellen an sanften Hügeln hinan. Am Rande unten wucherte dichtes Unterholz, durch das beim ersten Blick kein Durchkommen zu sein schien. Irgendwelche wächsernblasse Windblüten strömten trotz später Jahreszeit einen berauschend süßen Duft aus. Sie bedeckten das Gebüsch mit einem dichten stachligen Netz und schienen die Gastpflanzen förmlich zu ersticken.

Ich trabte unbeirrt auf eine bestimmte Stelle im Wall des Dschungels zu, und dann war ein schwarzes Loch im Grün des Laubs und der Windenblätter da, niedrig, daß man sich tief bücken mußte, und eng, daß gerade ein Mensch oder ein Hirsch vielleicht sich da hindurchzwängen konnte. Nach einem raschen Blick über die Schulter tauchte ich in die grüne Finsternis des Wildpfades. Blätter und Zweige strichen rechts und links an meinem Körper vorbei. Der Duft der Windenblüten wurde schier unerträglich. Die Luft war kühl und feucht. Der Trampelpfad war wohl seit Jahrhunderten ausgetreten, nur Wegerich und einige andere anspruchslose Pflanzen vermochten seine harte Kruste zu durchbrechen. Er stieg erst langsam, dann steiler hinan und plötzlich war ich im Hochwald. Gewaltige Stämme ragten wie Säulen empor und die Baumkronen bildeten ein Zelt oben, durch das kein Sonnenstrahl hindurch konnte. Der Boden war mit abgefallenen Ästen, raschelndem, totem Laub bedeckt. Hie und da lag ein vom Sturm gefällter oder vom Alter zerfressener

Baumriese, bereits mit dichtem Moos überzogen, mit dicken, verrenkten nackten Zweigen und einem gewaltigen Wurzelknollen zwischen seinen noch lebendigen Genossen. Manchmal stützte er sich mit der abgestorbenen Krone an ein oder zwei stehenden Bäumen, drohte sie mit niederzureißen. Wilder Hopfen und Efeu rankten um viele Stämme, eine ungeheure Dicke vortäuschend.

Meine Füße suchten sicher den Weg, ich stolperte kein einziges Mal und verlangsamte nicht das stetige Tempo. Und obgleich der Weg anstieg und ich eine ziemliche Last auf der Schulter trug, blieb mein Atem regelmäßig und der Herzschlag ruhig. Nur die Augen, die Nase und die Ohren spannten ihre Sinne an, ohne auf den Weg zu achten. Einmal blieb ich in vollem Lauf stehen, an einen dicken Baumstamm geschmiegt, lugte vorsichtig um die Ecke. Ein brauner Bär kreuzte den Wechsel, ruhig und selbstbewußt, anscheinend nichts befürchtend. Nur seine runden Ohren spielten aufmerksam, und die Schnauze vollbrachte ulkige Bewegungen beim Bemühen, Witterung aufzunehmen. Er verschwand hinter einem gefallenen Baum, und nach einer Weile setzte ich meinen Weg fort. Ein anderes Mal riß sich aus einem Graskissen ein riesiger Auerhahn hoch und entschwand unter dröhnendem Flügelklatschen zwischen den Bäumen. Ein Eichhorn zeterte aufgeregt von einem hohen Ast herunter, während ich weiterging, ein Eichelhäher schloß sich ihm an und nahm die Verfolgung auf, bis ich mit einem abgebrochenen Ast nach ihm warf. Er kreischte noch einmal wütend auf und zog es dann vor, mich in Ruhe zu lassen.

Der Boden wurde feuchter, das Moos weicher und giftgrüner. Wieder kam Unterholz auf, Erlen und andere Feuchtigkeit liebende Sträucher. In einer Senke gurgelte leise ein Bach. Dichte Himbeerbüsche umstanden ihn, Ebereschen spreizten ihr grünes Blättergefieder. Ich sicherte angestrengt. Und wirklich, auf der anderen Seite des Baches tönte Schlüfen, leises Brummen und Schmatzen. Ich wußte genau, was oder

wer es war: eine Bärenfamilie beim Beerensuchen. Auch ich pflückte im Vorbeilaufen eine Hand voll später Himbeeren und steckte sie in den Mund. Um die Bären kümmerte ich mich nicht. Sie würden keinem etwas tun, der sie in Ruhe läßt.

Marder, Iltisse, Füchse, Dachse gab es hier in Mengen. Jeden Augenblick baumte ein Hermelin, noch in sommerlichem Graubraun, oder ein Wiesel auf, zeterte kurz und verfolgte neugierig mit runden funkelnden Äuglein meinen Lauf. Einmal fauchte mich ein schwarzer Vielfraß von einem Ast herunter an. Ein anderesmal erklang das heisere Miauen eines Luchses, das mich erst zusammenzucken ließ, denn die Erinnerung an die Großkatze unten in der Savanne war noch zu frisch.

Und dann stand ich vor einer senkrechten Felsenwand, an der hie und da wilde Geranien und irgendwelche andere Pflanzen heraufkletterten. Der Platz vor der Felswand war festgetreten; nackter, grauer, fester Lehm mit Spuren von Feuerstellen und einem Haufen blankgenagter Tierknochen. In der Wand selbst gähnte ein schwarzes Loch, bei dessen Anblick mein Herz höher schlug. Aus dem Loch drang ein warmer, anheimelnder Geruch von Lebewesen, ein wenig Rauch, ein wenig Verwesungsgeruch. Ich blieb vor der Höhlenöffnung stehen, blickte hinein und ließ einen rufenden Laut hören.

Eine bekannte Stimme antwortete von innen. Dann zeigte sich ein wirrer gelber Schopf, und dann stand Urda vor mir, lang, breitschultrig, schmalhüftig und nackt wie ich. Ihre Zähne blitzten mir entgegen. In irgendeinem anderen Leben hat mein schon halb vergessenes andere Ich Urda unter einem anderen Namen gekannt. Richtig, das war ja Gerda. Weder elegant, noch mit make-up, noch blasiert, aber es war sie.

Die Begrüßung war kurz, wortkarg. Ich glaube, wir sagten nur: „Bist du da? — Ich bin da. — Was hast du da? — Ich habe einen Hasen erbeutet. — Wie fein! Ich habe Wurzeln gegraben.“

Ich glaube, das war es etwa, was wir uns zu sagen hatten. Denn die Sprache, in der wir sprachen, verstand ich nicht. Es war eine rauhe, silbenarme Sprache. Aber sie erwärmte das Herz und machte glücklich. Auch als wir gebückt hintereinander in die Höhle krochen und dann auf einem weichen, stark riechenden Fell lagen und uns mit plötzlich erwachter Leidenschaft liebten, sprachen wir nicht viel. Aber an den abgerissenen Lauten, die ihrem halboffenen Mund entwichen, spürte ich, daß sie nicht weniger selig war als ich selbst.

Als sie sich erhob und ans Feuer trat, das kaum merklich unter einer Schicht weißer Asche glimmte, lachte sie mich an und strich mit den Fingern über mein Haar. Die Hand war hart und kräftig, aber die Berührung war eine himmlische Liebkosung, und ich lächelte müde und glücklich zurück.

Die Höhle war geräumig und trocken. Noch herrschte in ihr der scharfe Ruch des früheren Bewohners, eines halbblinden, rheumatischen Höhlenbären, den ich eines Tages ohne viel Heldentum und Mühe erlegt hatte und dessen Fell uns nun als Ehelager diente. Sein Schädel, sauber von Fleischresten gereinigt und mit langen schlechten gelben Zähnen grinsend, schaute von einem natürlichen Sims in der Höhlenwand auf unser Glück herab. Und Urda trug um den Hals ein Gehänge aus seinen gewaltigen, aber stumpfen Krallen.

Außer der etwas erhöhten und durch drei Steine geschützten Feuerstelle, dem Bärenfell und einem Haufen anderer Felle, mit denen wir uns in der kalten Jahreszeit zudeckten, enthielt die Höhle keinerlei Einrichtung. In einer Ecke standen unsere Speere, mit Feuersteinspitzen bewehrt, lehnte mein schweres Steinbeil — warum ich fast waffenlos so weit von unserer Behausung gewandert war, weiß ich nicht mehr.

Urda machte sich an dem Hasen zu schaffen. Es war nicht einfach, dem Tier das Fell abzuziehen mit nichts als einem unhandlichen Steinmesser, aber sie schaffte es doch, lachte triumphierend und begann das Feuer anzufachen. Ich beobachtete, wie ihre geschickten Hände die trockenen Zweige in kleine

Stücke brachen und auf die Glut legten, wie sich ihre Backen aufblähten, wenn sie darauf blies. Und ich hatte ein sattes und zufriedenes Gefühl des sicheren Besitzes. Sie war mein, und ich gehörte ihr. So etwas muß ich wohl dabei gedacht haben.

Sie zerschnitt das Hasenfleisch in kleine Scheibchen, spießte sie auf einen dünnen Zweig und begann es über dem lustig knisternden Feuer zu braten. Der Geruch kitzelte die Nase und ließ das Wasser im Munde zusammenlaufen. Ich richtete mich auf, rückte näher zum Feuer.

Nach dem Fleisch knabberten wir irgendwelche gelbliche Wurzeln, die bekannt schmeckten, dann steckte ich mir einen frischen Weidenzweig zwischen die Zähne. Er diente als Zahnbürste und schmeckte leicht bitter, aber angenehm. Umständlich knüpfte ich den Riemen meines Fellbeutels auf, schüttelte den Inhalt auf den Boden. Es waren rote und gelbe Stücke Erde, die leicht krümelten. Urda schaute über meine Schulter zu. Sie sagte: „Deshalb mußtest du eine ganze Nacht fort?" Ich grinste zurück: „Hier gibt es das nicht."

Ich holte mir einen holen flachen Stein und einen runden — sie lagen an der Höhlenwand bereit, — legte etwas von dem abgebröckelten roten Gestein in die Höhlung und zerrieb es mit dem runden Stein zu Pulver. Dann ließ ich mir von Urda eine flache ungebrannte irdene Schüssel reichen, tat das Pulver hinein und goß aus dem irdenen Krug ein wenig Wasser nach. Mit der Hand knetete ich das rote Pulver zu einer breiigen Masse, goß immer wieder Wasser nach, bis der Brei die richtige Dicke hatte — dickflüssig und sämig.

Dann reinigte ich den ausgehöhlten Stein von dem roten Pulver und auch den runden, mit dem ich gerieben hatte, und wiederholte die Prozedur mit dem gelben Gestein. Urda kaute an ihrem Weidenzweig und schaute mir schweigend zu.

Als alles fertig war, richtete ich mich auf, nahm beide Näpfe mit Farbe und trat an eine niedrige Öffnung in der Wand, die scheinbar zur Unterwelt führte. Auf allen Vieren

kroch ich einen gewundenen, schmalen und niedrigen Gang im Dunkeln weiter, der sich bald etwas erweiterte und höher wurde, so daß ich fast aufrecht weiter gehen konnte. Es war pechfinster, doch ich schien den Gang genau zu kennen und stieß nirgends an.

Hinter mir keuchte gebückt Urda, einen glimmenden Zweig als Fackel in der Hand. Die Luft war kühl und trocken. Als Urda den Zweig zu einer kleinen Flamme anblies, konnte man sehen, daß wir uns in einer rundlich geformten, unterirdischen Kammer befanden, deren Wände verhältnismäßig glatt waren. Unzählige Zeichnungen bedeckten die Wände und die Decke — wenn ich mich aufrichtete und die Hand hob, konnte ich die gewölbte Decke berühren.

Ich setzte die beiden Näpfe vorsichtig auf den Boden und schaute mich zufrieden um. Urda nahm aus einem Reisighaufen einen größeren und kienigen Zweig und zündete ihn an dem kleinen an. Es wurde heller. Die Flamme flackerte etwas, und die zahllosen Tiere, die mit knappen Kohlenstrichen an der Wand angedeutet waren, schienen Leben zu bekommen. Ich sah, wie Urda erschauerte, und lächelte ihr zu. Die Tiere lebten nicht, sie waren meine Geschöpfe. Ich hatte sie an diese Wand und an die Decke gebannt. Meine Hand führte die Striche, wischte sie aus, wenn sie mir nicht gefielen, zog neue, bis ich, der Schöpfer, zufrieden war. Bärtige, urige Bisone waren es vorwiegend, aber auch zottige Bären, Wildpferde und ein majestätischer Kronenhirsch.

Ich ergriff ein Stückchen Kohle aus der erloschenen Feuerstelle und trat an die Stelle der Wand, wo die dargestellten Wildpferde mir nicht recht gefielen. Ich wischte die Striche mit der Hand fort. Urda ließ einen kleinen bedauernden Laut hören. Ich grinste vor mich hin, und dann zog meine Hand mit einem langen, sicheren Strich den Nacken, die leicht geschwungene Rückenlinie und an den schlangenartig bewegten Schwanz des Säbelzahntigers nach. Der Kopf machte mir zuerst Schwierigkeiten, und ich mußte mehrfach wischen und

nachziehen, doch dann war er da, die teuflische Fratze mit den ellenlangen, säbelförmig gebogenen Eckzähnen, dem schräggestellten boshaften Auge, den angelegten kleinen Ohren und den borstigen Barthaaren über den geschwungenen Lefzen. Urda ächzte kaum hörbar, und ich wußte, daß sich dabei ihre Körperhaare sträubten — wie die meinen. Auch der schleichende Schritt der mit gewaltigen Krallen bewehrten Vorderpranken und die urige, gebändigte Sprungkraft der Hinterläufe gelangen mir — das Erleben der Begegnung am Morgen zitterte in mir noch nach.

Endlich trat ich zurück — Urda hatte inzwischen schon den dritten Ast angezündet und atmete schwer und schnell. Der Anblick des verhaßtesten der Menschenfeinde erschreckte sie. Ich roch ihren scharfen Angstschweiß und tätschelte beruhigend ihre Schulter. Sie fragte fast böse: „Warum das? Ich habe Angst." Ich sagte: „Ich bin ihm heute früh begegnet an der Tränke. Er tat mir nichts."

Und dann nahm ich die Farbnäpfe und versuchte, die Zeichnung zu kolorieren. Aber der Tiger wurde entweder zu gelb oder zu rot, und ich hielt in meinem Tun inne. Es war eben kein Graubraun auf meiner Palette. Aber an der Stelle, wo ich mit der in Farbe getauchten Hand an die Kohlezeichnung gekommen war, war die Farbe etwas verschmiert, das Schwarz der Kohle ergab mit dem gelben Ocker ein gewisses Braun, das mir zu passen schien. Ich krümelte etwas Kohle in den Napf mit Ocker, vermischte die Farbe mit den Fingern. So ging es. Ich legte die Farbe mit der Handfläche an. Für die Wamme, für den Bauch, mußte ich Weiß haben. Irgendwo mußte doch ein Stück Schlemmkreide sein — ah, da lag sie an der Wand, ein sich fett anfühlendes weiches Stück weißes Gestein. Ich war so in die Arbeit vertieft, daß Urda mir zweimal zurufen mußte, daß wir kein Kien mehr hätten. Ich sagte unmutig: „Dann hol' doch welches!" Und arbeitete weiter. Der weiße Rand der Lefzen, die glänzenden Hauer, das Innere der Ohren — es trat plastisch aus der Wand heraus.

Und ausgerechnet jetzt mußte ich aufhören, weil Urda nicht für Kien gesorgt hatte!

Ich hätte sie schlagen können, doch sie setzte sich zur Wehr: „Soll ich allein runter? In den Wald? Du bist mir der richtige Mann!"

Ich hatte inzwischen die Lefzen und die Zunge des Tieres rot nachgezogen, nicht zu stark, nur gerade angedeutet, wie es in der Natur auch war, und sein Kopf wurde noch grausamer, lebendiger, gefährlicher. Doch gerade, als ich noch den roten Funken in das boshafte Auge setzen wollte, erlosch der Kienspan, und Urda schrie ängstlich und verärgert auf. Ich klatschte ärgerlich mit der flachen Hand gegen die Höhlenwand, rieb dann die noch farbfeuchte Handfläche am Oberschenkel und sagte: „Dann gehen wir eben. Aber jagen muß ich doch auch noch."

Wir krochen im Finstern den schmalen Gang zurück in unsere Wohnhöhle. Urda lachte, als sie mich bei Licht betrachtete. Ich war im Gesicht und am Körper mit Farbe beschmiert und muß gefährlich ausgesehen haben. Sie nahm ein Stück Hasenfell, spuckte darauf und versuchte, die unfreiwillige Bemalung abzuwischen. Mir schien das unwesentlich, und ich, mein anderes, halb vergessenes Ich, wunderte sich dumpf über diese Gleichgültigkeit dem eigenen Äußeren gegenüber. Dieses andere Ich war nämlich in dieser Beziehung seit seiner Kindheit eigen.

Ich schob Urdas Hand beiseite und ergriff meinen Speer und den schweren Kampfhammer. Auch Urda nahm einen Speer, einen leichteren, und wir verließen unsere Höhle — ich vorneweg, die Frau hinter mir her.

Lautlos stiegen wir den schmalen Pfad zum Bach hinunter, wo das Dickicht uns mit tausend Geräuschen und Gerüchen empfing. Die Sonne stand schon tief; und das Leben des Waldgetieres erwachte. Unten, an einer Stufe des Hanges, bildete das Bächlein einen kleinen Tümpel, die Tränke der wilden Tiere. Rehe und Hirsche waren dort bei sinkender Dämme-

rung anzutreffen, aber auch andere, gefährlichere Tiere, Wölfe, Bären, Vielfraße, Luchse. Wir duckten uns und pirschten uns behutsam heran. Ein leiser Zungenlaut Urdas ließ mich auf der Stelle erstarren. Sie wies mit der Speerspitze nach vorn. Diese Spitze zitterte etwas. Ich blickte hin. Doch bevor ich etwas sah, hörte ich es: das Schlabbern einer breiten Zunge im Wasser. Ein selbstsicheres, nicht ein bißchen gedämpftes Schlabbern und Schlürfen. Es war ein Großtier, das sich völlig sicher fühlte. Ich machte den Zeigefinger mit Spucke naß, hielt ihn hoch, um die Windrichtung festzustellen. Der Windhauch stand günstig, das Tier konnte uns nicht wittern. Dafür spürte meine Nase einen scharfen Geruch im leisen Windzug, und mein Körperhaar sträubte sich. Und dann sah ich etwas dunkles, massiges durch das dichte Gitter des Laubs. Ein Bär? Oder gar ein Säbeltiger? Ich schwankte. Das vernünftigste wäre, sich leise davon zu schleichen. Andererseits würde die Witterung des reißenden Tieres das andere Wild verscheuchen, das sich heute Abend kaum mehr an diese Tränke wagen würde. Und wir mußten Fleisch haben.

Während ich noch so überlegte, wendete der Wind kaum merklich, und plötzlich hörte das Schlabbern auf. Jetzt sicherte das Tier. Nun war es zu spät für den Rückzug. Mir wurde es trocken im Gaumen, und ich roch jetzt meinen eigenen Angstschweiß — scharf und säuerlich. Ich schob Urdas zitternden Speer zur Seite, bedeutete ihr mit einer Ellbogenbewegung zurückzutreten und duckte mich, die Speerspitze vorgestreckt.

Im nächsten Augenblick raschelten und knackten die Zweige, das Dunkle, Braune schoß nach vorn, und dann sah ich die zur Fratze verzerrte Schnauze eines großen Braunbären. Seine kleinen, dunklen Äuglein funkelten boshaft, die Lefzen waren zurückgezogen und entblößten ein gefährliches Gebiß. Er bewegte sich mit der Geschwindigkeit eines Wildpferdes auf mich zu in der klaren Absicht, mich anzunehmen. Ich

stützte den Stumpf des Speerschaftes gegen eine Baumwurzel, hielt den Schaft mit beiden Händen fest und wartete geduckt und mit gebleckten Zähnen. Ich hörte dabei das schrille Kreischen Urdas, die den Riesen zu einem noch ungestümeren Angriff anreizte in der Hoffnung, daß er dann die drohende Speerspitze übersehen und hineinrennen würde.

Sekunden schlichen wie Stunden. Und dann spürte ich in den Fäusten den Ruck, als der Bär mit der breiten Brust, genau links unter dem Schlüsselbein, gegen den Speer anrannte. Ein Schlag der gewaltigen Pranke zerschlug den Schaft, und fast wäre ich auf den Zottigen gestürzt, als er stumm und schwer zu meinen Füßen zusammenbrach. Ich richtete mich auf und löste den schweren Hammer aus der Schlinge. Doch es war nicht mehr nötig. Der Feind war tot und rührte sich nicht. Er hatte sich die steinerne Speerspitze selbst ins Herz gejagt.

Das schrille Triumphgeschrei Urdas erfüllte die Luft. Ich fuhr ärgerlich herum. Es brauchte niemand zu erfahren, daß wir nun Fleisch hatten. Wir brauchten nicht zu teilen, solange niemand von unserer Beute wußte. Ich sagte: „Schrei nicht. Wenn der Alte dich hört, oder einer vom Stamm . . . Hör auf!"

Sie verstummte, aber ihre Augen glänzten ganz unnatürlich. Sie war stolz auf mich, und das tat wohl. Aber sie begriff, daß ich recht hatte.

Es dauerte Stunden, bis wir mit den primitiven Feuersteinmessern das große Tier aufgebrochen hatten. Es war schon ganz dunkel geworden, und nur der Vollmond beleuchtete durch die Zweige der Bäume die Szene. Urda mußte mehrere Male zur Höhle rennen, um das Fleisch hinaufzuschaffen und neue Messer zu holen, wenn die alten zerbrachen oder stumpf wurden. Wir waren blutbeschmiert, müde und schwitzten. Rings um uns versammelten sich spitzähnliche Hunde, winselten, kläfften und heulten, durch den Blutgeruch fast zum Wahnsinn getrieben. Und als wir endlich das Gerippe,

mit wenigen Fleischfetzen daran, und das Eingeweide liegen ließen, um hinaufzugehen, stürzten sich die Hunde darauf, und wir konnten noch lange ihr wütendes Geraufe um die Überreste des Bären hören.

Der Mond schien hell auf den Platz vor der Höhle. Ich stieg als erster hinauf und blieb wie angewurzelt stehen. Wieder sträubten sich meine Nackenhaare, und die Faust umschloß den Griff des schweren Hammers.

Mitten im Mondschein kauerte ein Mensch vor dem Höhleneingang. Ein Mensch — das bedeutete ein Feind, weil ich vor Wochen dem Alten Urda abgejagt und mich vom Stamm getrennt hatte. Ich wußte es und hob leise den Hammer. Urda schaute über meine Schulter, ich hörte sie laut und rasch atmen, dann lachte sie leise und legte mir die Hand auf die Schulter.

„Alf, es ist nur Alf", sagte sie. Ich sah, daß sie recht hatte, aber was besagte das! Alf brauchte nur dem Alten zu hinterbringen, wo wir jetzt hausten, und dann wäre der Stamm hinter uns her, weil wir das Gesetz gebrochen hatten, weil ich als der jüngste Jäger dem Alten das Mädchen, das er sich wünschte, abgenommen hatte. Alf hinkte und galt im Stamm als Jäger nicht als vollwertig. Er war schwächlich, aber seine Augen waren scharf und der Mund grausam. Ich mußte ihn töten. Ich schwang den Hammer und trat einen Schritt vor.

Alf hob die Rechte und rührte sich sonst nicht. Im Mondschein sah ich, daß er lächelte. Es wunderte mich. Er mußte ja wissen, daß ich ihn töten wollte, ja mußte, wenn ich nicht wollte, daß mich der Stamm zu Tode hetzte. Aber er lächelte. Unwillkürlich blieb ich mit erhobenem Hammer stehen. Urda flüsterte: „Töte! Er erzählt es ..."

Alf sagte leise in seiner verhaltenen Art: „Du brauchst mich nicht zu töten, Naal. Ich bin kein Bär, gebe kein Fleisch."

Ich sagte: „Du weißt, daß ich dich töten muß. Der Stamm soll nicht wissen, wo wir leben." Aber es klang selbst für mich nicht sehr überzeugt. Alf lachte. „Was gibst du mir für eine

gute Kunde? Einen Bärenschinken? Du hättest den Bären nicht erschlagen, wenn ich ihn nicht verzaubert hätte. Ich habe alles gesehen — ich war auf dem anderen Ufer des Tümpels. Ich habe gesungen, und er rannte in deinen Speer. Sonst hätte er dir den Speer aus der Hand geschlagen."

Ich lachte. „Ist das deine gute Kunde? Singe jetzt, damit ich dich nicht erschlage!"

Ich hörte, wie Urda scharf den Atem einzog. Sie glaubte wohl an Alfs Märchen. Alf sagte: „Es ist eine andere Kunde. Der Alte ist hinüber, Naal. Der alte Säbeltiger hat ihn gestern gefressen. Muir ist jetzt der Alte. Der Stamm tut dir nichts mehr."

Das war allerdings gute Kunde. Ich senkte den Hammer, blickte Urda an. Sie blickte den Hockenden mißtrauisch und haßvoll an. „Er lügt, um dir einen Bärenschinken abzuschmeicheln", zischte sie. „Glaube ihm nicht."

Statt einer Antwort griff der Hinkende in den an der Brust hängenden Beutel und streckte uns dann die offene Hand entgegen. Auf seiner schmalen Handfläche lag die seltsame glitzernde durchbohrte Muschel, die der Alte als Schmuck und Zeichen seiner Würde getragen hatte. Es war ohne Zweifel die Muschel — ich erkannte sie an dem einen ausgebrochenen Zacken. Es war die Muschel des Alten, von der er sich nicht einmal in der Nacht trennte, seit er sie von einem kleinen braunhäutigen Jäger aus dem Süden im Kampf erbeutet hatte. Die Schädeldecke des Jägers diente dem Alten als Trinkschale. Ich fragte: „Woher hast du das?"

Alf lachte. „Dem Reißer schmeckte die Muschel nicht. Er spuckte sie aus. Ich nahm sie an mich, nachdem er zur Tränke ging."

Ich fragte: „Wo war das?"

„In der Steppe unten. Nicht weit von dem Hügel mit der bunten Erde."

Ich holte tief Atem. Das war der Reißer, den ich am Morgen am Tümpel gesehen. Jetzt glaubte ich dem Hinkenden.

Die Spannung ließ nach. Ich sagte: „Du sollst deinen Schinken haben. Mich hat der Reißer nicht behelligt, obgleich wir Auge in Auge standen. Ich werde ihn töten und den Alten rächen."



Mich ärgerte es, daß Alf keine Anstalten machte, zu gehen. Er erzählte über die Ereignisse innerhalb des Stammes, von der letzten gemeinsamen Jagd des Stammes auf Wisente, von dem Raub zweier Jungmädchen durch die Bogenschützen vom Großen See, von dem Tod der Altmutter, von dem neuen Alten, dem starken und gutmütigen Muir, der nachts auf dem Gipfel des Berges zu sitzen und die Sterne zu zählen pflegte und zu schwer für die Jagd geworden war. Wir waren ein Vierteljahr vom Stamm fort, und es hatte sich inzwischen mancherlei ereignet, das namentlich Urda beschäftigte. Sie war auch nicht müde, Alf zuzuhören und ihm immer neue Fragen zu stellen. Mich ärgerte es, wie gesagt, aber es war nicht üblich, einen Gast zum Gehen aufzufordern. Ich hörte mit einem halben Ohr zu und gähnte ab und zu, um den beiden zu zeigen, daß es Zeit wäre, schlafen zu gehen.

Endlich merke es Urda und sagte zu Alf — auch darüber ärgerte ich mich, sagte aber nichts: „Bleib hier zur Nacht. Da sind ein paar Wolfs- und Hundefelle. Nimm dir und schlafe."

Ich verbiß ein rasches Wort, das mir entschlüpfen wollte, und streckte mich wortlos auf dem Bärenfell aus. Das Feuer war im Ausgehen. Urda legte einen dicken Ast nach, deckte ihn mit warmer weißer Asche. Dann schlüpfte sie zu mir, preßte ihren kühlen Rücken an meine Brust und schlug die eine Seite des schweren Fells um uns. Ich hörte, wie Alf die Felle ausbreitete und sich niederlegte. War das nötig? Wir waren so glücklich in unserer Zweisamkeit. Und nun drang wieder der Stamm in unser Leben ein, und dazu noch dieser Alf, bei dem

man nie wußte, wann er die Wahrheit sprach und wann er log, und der einen so falschen Blick hatte.

Entgegen meiner Gewohnheit schlief ich nicht gleich ein. Urdas regelmäßigen Atemzüge zeigten an, daß sie schlief. Aus der Ecke, in der Alf lag, war kein Laut zu hören. Draußen heulten die Hundemeuten den Mond an, manchmal bellte irgendwo ein Fuchs. Plötzlich ertönte ein heiseres, gleichsam aus dem Eingeweide kommendes Brüllen eines Säbeltigers, und im nächsten Augenblick verstummte das vielstimmige Tierkonzert. Der König des Urwalds hatte gesprochen. Wie immer, sträubten sich bei diesem Laut meine Nackenhaare. Aber der Reißer war weit. In unserer Höhle, vor deren Eingang zu allem Überfluß noch ein Felsbrocken gewälzt war, waren wir sicher.

Allmählich schlief ich ein. Als ich morgens aufwachte, war der Platz neben mir leer. Urda war schon aufgestanden. Ich blinzelte verständnislos mit den Augen und erinnerte mich plötzlich, daß Alf unser Gast war. Ich setzte mich jäh auf und suchte ihn mit dem Blick. Doch sein Platz war auch leer. Die Felle, auf denen er geschlafen und mit denen er sich zugedeckt hatte, lagen unordentlich herum. Ich sprang auf, nahm eigentlich gedankenlos eins der Steinbeile und trat aus der Höhle ins Freie. Der Fels war wie immer am Morgen zur Seite gewälzt. Alf mußte Urda geholfen haben, denn allein hätte sie den schweren Stein nicht bewegen können. Ein dumpfer Verdacht wachte in mir auf. Der Platz vor dem Eingang war leer. Ich beschattete die Augen vor dem grellen Licht und spähte. Ein leises Lachen tönte vom Pfad, der zur Höhle klomm. Zwischen den Büschen konnte ich nichts erkennen, doch dann tauchte Urdas gelber Schopf auf. Sie trug den großen Wasserkrug auf der Schulter und stieg elastisch und anscheinend mühelos den steilen Pfad hinan. Hinter ihr humpelte Alf, ein Bündel Reisig auf dem Rücken. Auch er lachte. Mir gefiel das nicht. Die beiden waren zu vertraut miteinander. Doch ich hockte mich nieder auf die Fersen und kaute

scheinbar gleichgültig an einem Zweig, den ich lässig abgerissen hatte.

Urda erblickte mich und grüßte mit einem hellen, fröhlichen Ruf. Sonst pflegte ich ihr mit einem ähnlichen Ruf zu antworten. Heute begnügte ich mich mit dumpfem Brummen, ohne den Zweig aus den Zähnen zu nehmen.

„Ausgeschlafen, Bärentöter?" fragte die Frau und setzte den schweren Krug ab.

„Eine gute Jagd verschlafen", sagte Alf und warf den Reisigbündel auf die Erde. „An der Tränke sind mehr Hirsche und Rehe, als ich Finger an beiden Händen habe."

„Wir haben Fleisch", sagte ich hochmütig.

Urda nahm wieder den Krug und trat in die Höhle. Alf kauerte neben mir an der Felswand und nahm auch einen Zweig in den Mund. Aus der Höhle hörte ich Urdas leisen, monotonen Gesang. Die Morgensonne tauchte die graue Felswand in durchsichtiges Gold.

Nach einer Weile sagte Alf: „Du hast ein kräftiges Weib."

Ich brummte etwas Unverständliches. Was ging es den Mann an?

Er sagte: „Gut gewachsen. Vielleicht zu schmal in den Hüften ... Ich meine, fürs Kinderkriegen. Aber kräftig."

Ich schwieg und machte wohl kein allzufreundliches Gesicht, aber der Hinkende tat, als merkte er es gar nicht. Er holte wieder die schillernde Muschel aus seinem Brustbeutel und ließ das Sonnenlicht auf der glatten Perlmuttschicht gleißen. Ich schielte darauf. Das Farbenspiel faszinierte mich. Ich hatte eine Schwäche für Farben und Formen. Die Muschel war schön. Und fremd. In unserer Gegend gab es so etwas nicht. Die kleinen Süßwassermuscheln, die man am Großen See fand, waren mit dieser nicht zu vergleichen.

Nach einigen Minuten sagte Alf lauernd: „Sie ist schön, wie? Ich habe nie etwas Schöneres gesehen. Sie schluckt die Sonne und spuckt sie wieder aus. Sieh, wie glatt sie ist an der Innenseite! .."

„Sie ist schön", gab ich widerwillig zu.

„Und sie bringt Glück. Der Alte trennte sich niemals von ihr. Und er hatte immer Glück. Keiner konnte ihn besiegen, solange er sie hatte."

Ich fauchte verächtlich. Wieder diese blöden Märchen! Ich sagte: „So viel Glück, daß ihn der Reißer fraß."

„Er mag sie verloren haben, als er den Reißer sichtete. Sicher sogar. Sonst hätte ihn der Reißer nicht fassen können."

Ich lachte. „Und das war nicht gerade Glück, daß er sie verlieren mußte."

Alf gab mir die Muschel, und das Spiel des Sonnenlichtes auf dem Perlmutt machte mir Spaß. Ich drehte das Ding in der Hand und ließ das Licht bald von der einen, bald von der anderen Seite der Innenfläche abprallen. Ich schnupperte daran, aber die Muschel roch nur nach Mann, nach Schweiß und nach Leder des Beutels, in dem Alf sie getragen. Sie war schön, und Alf kam mir unermeßlich reich vor im Besitz eines solchen Kleinods. Ich seufzte und reichte sie ihm zurück. Daß ausgerechnet der Hinkende solche Schätze besitzen mußte.

Alf fragte, indem er seinen Schatz auf der flachen Hand ruhen ließ: „Willst du sie haben?"

Ich blickte ihn ungläubig an. Es erschien mir unwahrscheinlich, daß sich ein Mensch von so viel Schönheit freiwillig trennen wollte. Er sagte eindringlich:

„Du kannst sie haben. Sie wird dir Glück bringen. Keines Bären, keines Wolfes Zahn, keines Reißers Hauer wird dir etwas tun, solange du sie trägst. Kein Speer, kein Pfeil, keine Schlachtaxt werden dich verwunden."

„Du willst sie mir schenken?" fragte ich ungläubig. An die Wunderkräfte der Muschel glaubte ich freilich nicht einen Augenblick, aber sie war schön, und ich liebte alles Schöne. Ich hatte bereits eine ganze Sammlung bunter und schillernder Steinchen, aber sie konnten sich mit dieser Muschel natürlich nicht messen.

Alf lachte. „Ich schenke sie dir, wenn du mir Urda schenkst. Gabe gegen Gabe."

Etwas Heißes strömte zu meinem Herzen und verschleierte rot die Augen. Die Hand griff von allein nach dem Stiel der Steinaxt, die neben mir lag. Wahrscheinlich veränderte sich mein Gesicht so, daß der Hinkende erschrak. Er sprang auf und machte einen Schritt zum Pfad, der in den Wald unten führte. Auch seine Rechte lag auf dem Griff des Steinbeils.

Ich schluckte ein paarmal, bevor ich sprechen konnte. Ich sagte leise und langsam, durch die zusammengebissenen Zähne: „Du bist mein Gast, Hinkender. Ein Gast wird nicht erschlagen. Geh. Und komme nicht wieder. Sonst kriege ich die Muschel — und deine Schädeldecke als Trinkgefäß."

Er zögerte einen Augenblick. Er hätte sein Beil nach mir werfen können, in meiner kauernden Stellung war ich ihm unterlegen. Aber er war nicht mutig. Er verzog das Gesicht und wandte sich um. Im nächsten Augenblick war der Platz vor mir leer.

Ich ließ die Luft zischend durch die Zähne entweichen. Noch kochte die Wut über die Zumutung in mir. Dann aber stand ich auf und trat in die Höhle. Ich wollte mich vergewissern, daß mein Weib noch da war. Daß sie noch mir gehörte.

Sie wunderte sich, als ich sie an mich riß und auf das Bärenfell. Sie lachte sogar, flüsterte: „Du bist von Sinnen! .. Der Alf ist doch da!" Aber dann gab sie sich mir mit der gleichen jäh auflodernden Leidenschaft wie immer.

Als wir dann nebeneinander lagen, sagte ich plötzlich auflachend: „Alf wollte mir seine Wundermuschel geben, wenn ich ihm dich gebe."

Sie richtete sich auf dem Ellbogen auf und blickte mich mit ihren grünblauen Augen an: „Du hast ihn getötet?"

„Einen Gast tötet man nicht", wehrte ich ab. „Aber wenn ich ihn einmal treffe, dann erschlage ich ihn."

„Du bist dumm!" rief sie eifrig. „Der Hinkende ist gefährlich! Er verwünscht dich, und ein Bär wird dich fressen oder

ein Reißer schlagen. Er läßt einen Baum auf dich niederfallen. Er ist gefährlich!"

Ich lachte verächtlich: „Er ist schön gelaufen, als ich ihm sagte, er solle gehen. Er ist kein Mann, der Hinkende. Er ist ein Lügner. Glaubst du ihm denn? Jedes Wort von ihm ist Lüge!"

„Du hättest ihn erschlagen sollen", beharrte sie eigensinnig. „Er hat einen bösen Blick. Mir wurde es jedesmal anders, wenn er mich so anblickte. Ich habe Angst vor ihm, Naal. Du hättest ihn erschlagen sollen."

„Geduld, nur Geduld. Oder meinst du, ich soll ihm nachgehen?"

Sie reichte mir die Axt, drängte: „Geh! Geh! Schlage ihn tot, bevor er Unheil anstiftet. Vielleicht ist es schon zu spät."

Ich brummte: „Ich habe Hunger ... Das hat ja noch Zeit. Was soll er uns? Der böse Blick! Das ist etwas nur für Weiber."

„Geh! Warte nicht, bis etwas passiert."

„Es passiert schon nichts", erwiderte ich faul. „Gib mir etwas zu essen."

Sie gehorchte und machte sich wieder am Feuer zu schaffen, aber sie war sichtlich unzufrieden und ängstlich. Ich konnte ihr das am Gesicht ablesen. Eigentlich durfte ich zufrieden sein. Mein Weib hatte nur Angst vor dem Hinkenden und wollte ihn nicht — obgleich sie vorhin mit ihm gelacht hatte.

Als wir beim Essen saßen und das dunkle, fast schwarze Bärenfleisch kauten, sagte sie finster:

„Du fürchtest dich ja selbst vor ihm. Sonst wärst du schon gegangen und hättest ihn totgeschlagen."

Ich lachte. Daß ich mich vor dem Hinkenden fürchten sollte, war eine zu spaßige Zumutung. Ich wischte die fettigen Finger an dem Höhlenbärenfell ab und sagte beruhigend: „Der Hinkende kann nicht weit sein mit seinem Hinkebein. Ich hole ihn leicht ein und bringe dir dann seine Schädeldecke als Trinkgefäß."

Urda zuckte die Achsel. „Nimm es nicht zu leicht. Er hat Kräfte, von denen du nichts ahnst. Wenn er einen ansieht, dann muß man sich fürchten. Und ihm folgen. Ob man will oder nicht. Du hättest ihn hier gleich totschlagen sollen."

Ich wurde ärgerlich. „Einen Gast schlägt man nicht tot. Aber jetzt ist er nicht mehr mein Gast. Und ich habe ihn gewarnt."

Sie hielt in der Bewegung inne und blickte mich erschrokken an: „Du bist verrückt!... Du hast ihn gewarnt, und er weiß jetzt daß du ihn totschlagen willst. Er wird dir zuvorkommen. Er wird die Kräfte rufen, die in seinem Brustbeutel gebannt sind. Er sagte es mir. Er könne Regen machen und Schnee und Blitz und Donner. Er könne Wild herlocken oder vertreiben, ohne die Höhle zu verlassen. Er könne den Speer im Fliegen lahm machen und die Hand mit dem Beil schwach. Er hat es mir gesagt. Ich tat, als lachte ich darüber. Aber er sah mich an, und da wurde ich stumm. Und da kamst du gerade heraus, und mir wurde leichter. Ich weiß nicht, was mir sonst geschehen wäre."

„Nichts", sagte ich stur. „Nichts wäre geschehen. Ich war ja da, und er ist kein Mann, kein Jäger. Er ist ein Feigling und ein Lügner. Vorhin hätte er mich mit dem Beil erschlagen können, als ich ihn warnte — ich saß, und er stand. Und ich hätte nicht ausholen können, wegen der Felswand hinten. Und er tat es nicht und lief fort."

„Er sinnt etwas anderes, Übleres. Naal, wir müssen hier fort. Ich fürchte mich, solange er weiß, wo wir leben."

Ich überlegte eine Weile. Freilich konnte der Hinkende abpassen, wenn ich nicht da war, und dann Urda rauben — sie hatte ja solche Angst vor ihm, daß es nicht schwer fallen würde. Er könnte auch mir auflauern und mich meuchlings von hinten erschlagen — aber er war kein Jäger, und ich war einer, und wenn mich bisher weder der Reißer aus dem Unterland, noch ein Bär, noch ein Keiler, noch sonst ein Raubtier zu fassen vermocht hatten, dann würde mich der hinkende Alf

auch nicht kriegen. Da war keine Gefahr. Das mit Urda war anscheinend schlimmer. Und dann könnte er mir auch den Stamm an den Hals hetzen — ich hatte ja das Stammesgesetz damals gebrochen, als ich mir Urda nahm und dem Alten ein Schnippchen schlug. Und Gesetz ist Gesetz, auch wenn der Alte tot war und der gutmütige Muir den Stamm führte. Hm!

Aber es widerstrebte mir, vor dem Hinkenden zu fliehen. Es kam mir feig vor. Ich stand in jähem Entschluß auf und ergriff die Axt und den Speer. „Ich gehe“, sagte ich kurz. „Ich komme mit Alfs Schädeldecke wieder.“

Plötzlich wollte sie nicht mehr, daß ich ginge. Sie bat und schmeichelte und bot auch ihren schönen, festen, kräftigen Körper auf, um mich zu halten. Aber ich blieb fest — wäre ich es nur nicht geblieben!

Vorsichtshalber durchpirschte ich den Dschungel am Hang und auch weite Strecken des Urwalds. Vielleicht versteckte sich dort der Hinkende, um mir aufzulauern. Vielleicht wartete er nur, bis ich fort war, um dann zur Höhle zu schleichen.

Aber ich fand keine Spuren in der Nähe. Im Gegenteil, auf dem weichen Lehm am Rand des Baches sah ich deutlich die Spur des verkrüppelten Fußes, und sie wies nach unten, ins Unterland. Nein, Alf hatte Angst und rannte schnurstraks nachhause.

Ich folgte der Fährte, zuerst vorsichtig, dann immer schneller und hitziger. Im Hochwald verlor ich sie, aber das tat gar nichts: ich wußte ja, wo der Stamm hauste. Wenn ich mich beeilte, würde ich noch vor Sonnenuntergang die Berge erreichen, in deren Höhlen der Stamm wohnte. Und in der großen Höhle mit einem Gang in den Berg hinein, zu einer großen unterirdischen Kammer, wohnte der Hinkende. Ich wußte es — es war die Höhle, in der ich früher gelebt und in deren Kammer ich meine Bilder gemalt hatte. Und ich wußte auch, wie ich unbemerkt in diese Höhle gelangen konnte. Ich brauchte keine Fährte mehr.

Der Himmel hatte sich bezogen. Ein kühler Wind wehte

von den Schneebergen im Osten. Es fing leise an zu regnen. Da ich aber jetzt in stetem Trab über die Ebene lief, die Büsche und Baumgruppen als Deckung benutzend, fror ich nicht. Einmal scheuchte ich ein Rudel Saigantilopen auf, die mich wohl nicht gewittert hatten und nun erschreckt in langen Sprüngen davonjagten, Hunderte von sandgrauen, ziemlich plumpen Tieren mit kurzem, spitzem Gehörn. Ein andermal setzte sich eine Meute Wildhunde auf meine Fährte mit Gekläff und Gejaul, wagte aber nicht, mich anzugreifen, und blieb dann zurück, wohl um ein Aas versammelt, denn ich hörte noch lange ihr wütendes Geknurre und Gekeife um die Beute. Dann wäre ich beinahe einem alten Mammutbullen vor die krummen Stoßzähne gerannt, der sich in einem Tümpel suhlte und mir keine Aufmerksamkeit schenkte. Aber der Reißer schlief jetzt am hellen Mittag, und erst gegen Abend würde ich mich vor ihm in Acht nehmen müssen.

Es dämmerte schon, als ich am Horizont vor mir in ziemlicher Höhe die Feuer vor der Reihe der Höhlen erblickte. Ich lief jetzt langsamer, alle Sinne gespannt, denn ich hatte keine Lust, Jägern vom Stamm zu begegnen. Die Feuer flimmerten oben, manchmal verschwanden sie hinter Baumkulissen, und kamen mir immer näher. Zum Schluß schlich ich gebückt, wachsam und gespannt, nur ein Ziel vor den Augen.

3.

Es war eine mühsame Kletterei, weil ich nicht den von den Jägern des Stammes benutzten Pfad betreten wollte und den längeren und schwierigeren Weg über die Felsen nahm. Endlich lag ich flach auf dem Podest vor der Höhlenreihe und lauschte und sicherte. Es war die äußerste Höhle links, am Anfang einer langen Reihe anderer Höhlen, die zum Teil natürlich, zum Teil in den verhältnismäßig weichen Sandsteinhang gegraben waren. Vor jeder Höhle flackerte ein

Feuer, und ich sah viele Gestalten, Männer, Frauen und Kinder, davor sitzen und liegen, hinundhergehen und laufen. Sie wußten, daß kein Raubtier sie am Feuer und in dieser Anzahl angreifen würde, und sie fühlten sich sicher. Einige sangen monoton, andere lachten, riefen einander Worte zu, die ich verstehen konnte. Vor Alfs Höhle, die früher meine Höhle war, brannte kein Feuer. Anscheinend war er nicht da. Ich hatte ihn wohl überholt, weil ich so schnell gelaufen war. Einen Augenblick später spürte ich eine dumpfe Unruhe — vielleicht war er zu meiner Höhle zurückgekehrt, nachdem er einen weiten Bogen im Wald geschlagen hatte. Aber ich verjagte den beunruhigenden Gedanken, holte tief Luft und robbte lautlos und langsam durch den schmalen niedrigen Eingang in die Höhle hinein.

Es roch nach Fellen, nach Mann, nach kaltem Rauch, etwas nach Verwesung und stark nach irgendwelchen Kräutern. Und es war still, so still, daß es mir in den Ohren zu summen anfing. Selbst von den Feuern in der Nähe war nichts zu hören. Und es war so dunkel, daß ich die Augen für eine Weile schloß, um mich daran zu gewöhnen. Durch die Eingangsöffnung fiel nur ein schwacher dämmeriger Lichtschein — inzwischen war es Nacht geworden. Ich kroch weiter um die Herdstelle herum — ich wußte, wo sie sich befand. Ich fühlte immer mit den Händen vor, bis meine Finger Fell spürten. Das war die Schlafstelle. Vorsichtig tastete ich weiter. Das Fellager war leer. Alf war nicht da. Aber vielleicht war er in der inneren Kammer, dort, wo ich meine ersten Bilder malte.

Ich brauchte kein Licht, um das schmale Loch zu finden, durch das man nur auf dem Bauch kriechen konnte. Und dann war ich in der Kammer, in der ich mit ausgestreckten Armen die Decke und auch beide Wände rechts und links berühren konnte. Die Kammer war gut fünf Mannslängen lang.

Reisig und Feuerstein lagen noch dort, wo sie bei mir gelegen hatten. Ich schlug Feuer, zündete eine Fackel an. Da

waren sie noch, die Rentiere, die Antilopen, die Wisente, die Mammute, die ich seit meinem zwölften Winter an die Wände bannte. Manche waren danach, mit verzeichneten Konturen, daß man nur raten konnte, was sie darstellen sollten. Aber da war auch der große Wisentbulle, den ich besonders liebte, weil ich ihn damals als ersten mit Farben gemalt hatte. Doch dann stutzte ich: das hatte ich nicht gemalt. Ein dick und schwarz gezeichneter Speer durchbohrte die Flanke des Tieres, das Blatt. Das hat jemand anders gemacht, nicht ich. Aber wozu denn? Bleibt denn ein aufs Blatt getroffenes Tier ruhig mit gesenktem Gehörn sichtlich widerkäuend stehen? Solch ein Blödsinn! Ich wischte wütend den mit Ruß gezeichneten Speer, so gut es ging, aus.

Aber dazu war ich ja nicht hergekommen. Ich hatte anderes zu tun. Aber was? Ich drückte die Fackel aus und kraulte nachdenklich den Bart.

Es war Nacht, und der Hinkende mußte bald zurück sein. Er würde am allerwenigsten Lust haben, die Nacht außerhalb der sicheren Höhle zuzubringen. Am besten wartete ich also auf seine Rückkehr — er würde sich unterwegs verspätet haben. Oder ich könnte ihm entgegengehen und ihm draußen im Unterland auflauern. Aber es gab viele Wildwechsel in der Savanne, und es war ungewiß, welchen er einschlagen würde.

Nein, ist mußte warten. Ich seufzte. Als Jäger hatte ich warten gelernt, aber diesmal fraß irgendeine dumpfe Unruhe in meinem Innern. Ich schlug wieder Feuer — in der Vorhöhle würde man es nicht sehen können — und zündete eine neue Reisigfackel an. Was hatte er hier für ein Zeug liegen? Da war ein vollständiges Rengeweih mit einem Stück Schädel und eine vollständige Renhaut mit Sommerfell. Da waren getrocknete Kröten und Schlangenhäute, an einen Holzstab gebunden. Da waren Bündel von starkriechenden trockenen Pflanzen, ein Wedel aus Mammutschwanzhaaren. Und da standen auch zwei Näpfe mit roter und

gelber Farbe, noch von mir stammend sicherlich. Sie war schon halb trocken, dick und sämig. Ich fand Wasser in einem Krug, goß dazu, rührte den Brei mit einem Zweig. Und dann tauchte ich die Hand in die rote Farbe und klatschte sie gegen die Felswand. Als ich sie fortnahm, prangte an der Wand der Abdruck meiner Handfläche mit allen fünf gespreizten Fingern. Warum ich das tat, wußte ich selbst nicht, aber ich grinste zufrieden, während ich den Abdruck betrachtete.

Die Fackel flackerte, zischte leise und brannte langsam zuende. Ich kroch in die vordere Höhle zurück und kauerte mich nieder neben dem Ausgang ins Freie, so daß man mich nicht sehen konnte, wenn man eintreten sollte. Ich begriff nicht, weshalb Alf nicht zurückkehrte. Vielleicht war er an einem Feuer nebenan. Ich konnte nicht mehr warten. Ich kroch vorsichtig hinaus.

Die Feuer waren bis auf eins erloschen. Der Stamm pflegte früh schlafen zu gehen. Das einzige Feuer brannte vor der Höhle des Alten, in der wohl jetzt Muir wohnte. Ich strengte meine Augen an. Es saßen zwei Gestalten vor dem Feuer — die eine war zweifellos Muir, dick, massig, schier unbeweglich. Die andere aber war eine Frau, gebückt, mit hängenden Brüsten, wohl seine Frau. Der Hinkende war nicht dabei.

Und wenn er tatsächlich... Ich sprang auf und rannte den steilen Pfad zur Savanne herunter. Streunende Wildhunde, die sich immer in der Nähe der Höhlen herumtrieben, schlugen an, beruhigten sich aber schnell, sobald ich unten in der Ebene war. Ich lief für mein Leben und wußte dabei, daß ich dieses Tempo bis zu meiner Höhle nicht durchhalten würde. Aber etwas trieb mich vorwärts, und ich achtete nicht einmal der Gefahren, die die Nacht im Freien barg. Der Stiel der Streitaxt schlug regelmäßig gegen meine Brust — sie hing in einer Schlinge um den Hals. Die Zweige der Büsche streiften mein Haar, meine Schultern und Flan-

ken, das herbstliche, lange Gras raschelte um die Waden. Ich lief.

Ganz nahe hörte ich das Brüllen des Reißers vor mir und blieb wie angewurzelt stehen. Der alte Säbeltiger, der Herr der Savanne, der schon manch einen Jäger des Stammes gerissen und gefressen hatte, dessen Namen den Müttern als sicheres Mittel, unbotmäßige Kinder einzuschüchtern, diente, war in meinem Weg. Aber diesmal fühlte ich keine Furcht vor seinen ellenlangen Reißzähnen und gebogenen Krallen. Ich fühlte nur grenzenlosen Haß und zehrende Ungeduld. Ich riß den Speer hoch — noch konnte ich die Bestie nicht sehen, aber ich spürte schon ihren stinkenden Atem. In diesem schwarzen Gebüsch mußte er stecken. Er hatte wohl ein Wild geschlagen und wurde durch mein Kommen gestört. Der Mörder! Aber er sollte mich nicht aufhalten! Heute nicht! Meine Hand umkrampfte den Speer — es war der schwere eschene mit der scharfen Feuersteinspitze, mein bester Speer.

Das Gras vor mir raschelte. Ich duckte mich. Ich sah im Dunkeln die teuflische Fratze der Bestie zwischen den Büschen. Der stinkende, blutbesudelte Rachen öffnete sich zu einem warnenden Brüllen. Der Tiger hatte keine Angst vor dem kleinen Menschen. Er wollte ihn wohl nur verjagen, von seiner Beute, von dem geschlagenen Wild.

Ich beugte mich zurück, auf das rechte Bein gestützt, schwang den Speer, die Spitze auf diesen offenen Rachen gerichtet, und schleuderte ihn dann mit all meiner Kraft nach vorn. Im nächsten Augenblick sprang ich mit einem weiten Satz zur Seite und hatte meine schwere Streitaxt in der Hand.

Die durchsichtige Finsternis der Nacht — inzwischen war es sternklar geworden und der Mond kündete sein Kommen durch einen schwachen rötlichen Schein am Horizont — verbarg den Todeskampf der riesigen Bestie. Ich hörte heiseres Brüllen und Stöhnen, das Splittern des Speerschaftes zwi-

schen den gewaltigen Zähnen, das Reißen der Krallen im Gras, das Peitschen und Rascheln der Zweige. Ich stand da, sprungbereit, vornübergebeugt, die Zähne gebleckt, die Haare gesträubt. Wie lange, weiß ich nicht, eine Ewigkeit, schien es mir.

Dann wurde es ruhig. Das riesige Tier lag auf der Seite ausgestreckt, den schweren Kopf in den Nacken geworfen. Ich schwang die Axt und stieß einen wilden Triumphschrei aus. Es war nicht oft, daß ein Mann im Zweikampf einen Säbeltiger bezwang. Selbst die Alten, die doch so gern Märchen erzählten von Drachen und Riesen und Zwergen, wußten von einem solchen Fall nicht zu berichten. Ich fühlte, wie sich meine Brust vor rasendem Stolz schwellte.

Ich mußte das Fell haben. Ich mußte zwar schnell zu meiner Höhle, zu Urda zurück, denn der Hinkende war sicher dort und ... Eine rasende Wut überkam mich wieder bei dem Gedanken.

Aber das ging vor. Das Fell des Reißers mußte mein sein. Wie würde es sich darauf schlafen lassen! Und lieben! ...

Doch wie konnte ich allein das Riesentier abhäuten! Es maß gut vier Mannslängen von der Schnauze bis zur Schwanzspitze. Ich würde es niemals allein wenden können. Urda müßte hier sein. Aber wenn ich die Beute hier liegen lassen würde, würden die Wildhunde bis zum Morgen alles bis auf die Knochen aufgefressen haben. Ich hörte sie schon kläffen und jaulen in der Nähe.

Dann aber wenigstens den Kopf. Den mußte ich auf jeden Fall haben. Die Axt war ja da. Und das Steinmesser auch. Ich bückte mich und machte mich kurzentschlossen an die Arbeit.

Ein Jäger ist ein guter Anatom. Ich wußte genau, wo ich das Messer ansetzen mußte, um die starken Halswirbel durchzutrennen. Aber das Tier war alt und zäh, und das Messer brach ab, bevor ich fertig war. Ich nahm die Axt und ersetzte die Geschicklichkeit durch Kraft. Schweißgebadet richtete ich mich schließlich auf. Der Mond stand hoch und leuchtete mir.

Ich reinigte notdürftig das Innere des Schädels, während freche Wildhunde bereits an dem gewaltigen Kadaver zupften und miteinander zankten, um sofort im Gebüsch zu verschwinden, sobald ich mich aufrichtete. Endlich war ich fertig, nahm den großen Kopf unter den Arm und setzte mich in Marsch.

Es ging nicht so schnell wie vorhin. Der Beutekopf war sperrig und schwer. Außerdem hatte ich keinen Speer mehr, und die Axt war gegen große Raubtiere nicht ausreichend. Aber es ging, und als es zu grauen begann, konnte ich am Horizont die Bergwand, an der meine Höhle gelegen war, sehen. Unwillkürlich beschleunigte ich den Schritt, obgleich das Herz stark schlug und der Atem zu kurz wurde.

Endlich war ich oben. Die Sonne durchbrach für einige Augenblicke die Wolkendecke und vergoldete den Hang. Der Platz vor dem Eingang war wie sonst. Die große Tonkruke, mit der Urda Wasser holte, lehnte an der Felswand. Und es herrschte eine solche Ruhe, daß ich die letzten Schritte wieder im Lauf zurücklegte, keuchend und schwitzend.

Ich rief, atemlos und deshalb leise: „Urda!" Und dann lauter: „Urda!" Und blieb stehen und lauschte.

Keine Antwort. Ich setzte den Kopf des Tigers ab, faßte die Axt stärker, holte tief Luft und trat ein.

Die Höhle war leer. Selbst die Felle, die in einem Haufen in der Ecke gelegen hatten, waren fort. Nur das große Höhlenbärenfell lag da, und ich glaubte, auf ihm die Abdrücke eines schlafenden Körpers zu erkennen. Eines Körpers? Waren es nicht zwei?

Die seltsame Leere im Kopf, die mich beim Anblick der Höhle beschlich, wich einer rasenden Wut. Rote Funken tanzten vor meinen Augen. Ich stürzte zur Ecke, wo unsere Reservewaffen aufbewahrt wurden. Unwillkürlich mußte ich lachen. Der Kerl war schlau! Viel schlauer als ich! Er hatte alle Speerschäfte zerbrochen und die Spitzen mitgenommen. Desgleichen war den drei Äxten geschehen, die allerdings

leicht und schon alt waren. Ich war praktisch wehrlos geworden bis auf die Axt, die ich in der Hand hielt und aus deren Schneide beim Abtrennen des Tigerkopfes bereits ein großes Stück abgesplittert war.

Aber ich hatte ja in der inneren Höhle noch nicht nachgesehen. Ich wußte zwar, daß es zwecklos war, aber ich kroch trotzdem durch den engen Spalt. Ich hatte sogar nicht vergessen, Reisig und Flint mitzunehmen. In der großen Kammer schlug ich Feuer und entzündete einen Zweig. Natürlich war niemand in der Höhle. Ich zog die Luft ein. Nein, es roch auch nicht nach Menschen, sie waren also hier nicht gewesen. Klar, der Hinkende hatte natürlich Angst, daß ich zurückkäme, und lief mit Urda davon, so schnell er konnte. Ich knirschte mit den Zähnen. Daß sie ihm so ohne weiteres gefolgt war! Besaß er wirklich Kräfte, die den Willen anderer Menschen brechen konnten? Denn Urda war mein, und sie trug auch schon ein Kind von mir unter dem Herzen. Wie konnte sie nur! ...

Ich schenkte meinen geliebten Bildern an der Wand keinen Blick. Ich kehrte niedergeschlagen, wütend, ja verzweifelt in die vordere Höhle zurück.

Alf, der Hinkende, war gefährlich. Gefährlicher, als ich gedacht. Urda hatte recht. Die Frauen haben häufig recht, und wir Männer beharren oft in unserem Hochmut. Aber ich gab mich nicht geschlagen. Ich wollte mein Weib und mein Kind, das ja noch in ihr war, zurückholen. Ich wollte mich auch rächen, ja, aber das war nur nebensächlich. Urda gehörte mir, ich hatte sie dem Alten abgejagt und dem ganzen Stamm und dem Gesetz getrotzt. Sie mußte mein bleiben.

Ich suchte und fand ein paar Stücke Bärenfleisch. Die besten waren es nicht, die hatte der Hinkende mitgehen heißen. Ich fachte das erloschene Feuer wieder an, röstete kurz das Fleisch und aß — ein Jäger muß etwas im Magen haben, bevor er auf die Pirsch geht. Ich aß auch von den Wurzeln, die Urda am Vortage des Unglücks gesammelt und die der Räuber

verschmäht hatte. Dann legte ich mich auf das Bärenfell und schlief fast sofort ein.

Und dann begann mein Krieg gegen den Hinkenden, der mit List, Geduld und Ausdauer geführt wurde.

4.

Ich stieß auf Tior den Linkser, als ich einige Tage nach dem Frauenraub in den Jagdgründen des Stammes pirschte. Er war früher mit mir befreundet, und ich hatte nichts gegen ihn, wenn es mir auch nicht lieb war, daß der Stamm aus seinem Mund davon erführe, ich wäre auf Alfs Fährte. Er blieb vor mir stehen, den Speer wurfbereit, das Gesicht gespannt und fast ängstlich, während ich mich langsam aufrichtete, jederzeit bereit, dem geworfenen Speer auszuweichen — er hatte mich überrascht, während ich einen Trunk aus dem Bach nahm.

Dann standen wir eine Weile einander gegenüber und schwiegen. Schließlich sagte ich: „Gutes Jadglück!"

Er anwortete bereitwillig: „Gutes Jagdglück!" und ließ die Speerspitze unmerklich sinken. Ich fragte:

„Schon etwas erlegt?"

Er schüttelte die rotgelbe Mähne, fragte zurück. Ich grinste: „Mein Wild ist nicht hier. Ich jage in meinen Jagdgründen."

Tior nickte. „Du hast den alten Reißer erlegt", sagte er achtungsvoll. „Wir wissen es. Wir haben deine Fährte verfolgt und haben zugesehen, wie du seinen Kopf nahmst, Org und ich. Der Alte, der neue Alte, schickte uns hinter dir her, als du aus Alfs Höhle kamst. Heil dir, Tigertöter!"

Ich reckte mich. Das Lob und die offensichtliche Hochachtung, die der Junge an den Tag legte, taten wohl.

„Der Hinkende sagt, sein Zauber hat dir den Sieg gegeben, für den du ihm die Frau geschenkt hast."

Ich mußte wieder vor Wut mit den Zähnen knirschen, Tior trat einen Schritt zurück und hob wieder die Speerspitze. Ich sagte mit Mühe:

„Er lügt. Er hat mir keinen Zauber gegeben, sondern er hat mein Weib gestohlen. Ich werde aus seiner Schädeldecke ein Trinkgefäß machen."

Wieder senkte sich die Speerspitze zur Erde. Aber noch war Tior nicht überzeugt. Er sagte: „Er ist ein großer Zauberer. Er beschwört das Wild, damit wir es töten können. Er bannt die Wolken und die Sonne. Er kann es, Naal."

Ich fauchte wütend. „Er kann nichts wie lügen, Freund. Ich kenne ihn. Er wollte mir für das Weib die Muschel geben, die er dem toten Alten gestohlen hat. Ich sagte, daß, wenn er nicht mein Gast wäre, ich ihn erschlagen würde. Er lief davon. Mit all seinen geheimen Kräften. Er lügt, noch bevor er den Mund auftut."

Der Junge schwankte offensichtlich. Auf der einen Seite hatte er zu dem Töter des Reißers Vertrauen. Auf der anderen Seite hatte ihn der Hinkende beschwatzt. Er wußte nicht, für wen er sich entscheiden sollte.

Ich sagte: „Er soll sich ruhig mit seinen Künsten an mir versuchen. Ich werde mit bloßer Hand mit ihm fertig. Denn da gilt nicht mehr eine schnelle Zunge, sondern die Kraft des Fleisches."

Tior sagte: „Und wie kommt es, daß er ein Weib nur anzusehen braucht, und sie geht mit ihm? Die Männer sind alle wütend, aber sie wagen sich an ihn nicht heran. Er sagt, er segnet den Schoß der Weiber, damit sie starke und zahlreiche Kinder kriegen. Und selbst der neue Alte wagt nichts dagegen zu tun. Nun hat er aber eine häßliche und alte fette Frau, der Alte. Alf läßt die in Ruhe. Aber die Kraft seiner Lenden ist unerschöpflich. Du siehst es ja, wenn du ihn anschaust."

„Ich bin kein Weib. Mich kann er ruhig ansehen, solange er will. Ich werde ihn töten, Freund. Aber ich will nicht gegen

den Stamm kämpfen. Solltet ihr mich töten damals, als der Alte euch hinter mir her geschickt hat?"

Er schüttelte verneinend den Kopf. „Nur sehen, wer es ist und was er will. Wir hätten dich töten können, als du an dem Kadaver arbeitetest."

„Darum waren die Wildhunde plötzlich fort!" sagte ich. „Sie hatten euch gewittert. Aber ich hatte eine solche Wut, daß ich für nichts Augen hatte."

„Wer wird den Tigertöter erschlagen!" sagte er eifrig. „Wir tanzten für dich den Siegestanz und den Tigertanz, als du fort warst. Wir wagten nicht zu dir zu treten, denn wir wußten nicht, ob Krieg oder Friede war."

„Friede, solange ich in Ruhe gelassen werde", antwortete ich. Ich wußte nun, daß der Stamm mir nicht übel gesinnt war. „Und ich will euch vor einem schlimmeren Reißer bewahren als dem alten, den ich erschlug."

Ich hockte mich unter einem Busch nieder und winkte den Jungen an meine Seite. Es waren schon Tage und Tage vergangen, seit ich zum letzten Mal mit einem Menschen gesprochen hatte. Er kam näher und hockte sich auch auf die Hacken nieder. Ich holte aus meinem Beutel Trockenfleisch und reichte ihm ein Stück. Wenn er mit mir aß, war er mein Freund. Er biß herzhaft mit seinen weißen Zähnen hinein und grinste:

„Die Weiber werden dich zerreißen, wenn du ihm Leid antust. Du weißt gar nicht, welche Macht er über sie hat."

Ich nickte. „Sonst wäre mein Weib nicht mit ihm gegangen. Sie ist kräftig, behend und mutig. Sie würde mit ihm leicht fertig geworden sein, aber sie glaubt an seine geheimen Kräfte.

Tior grinste noch mehr. „Die trägt er zwischen den Beinen."

Ich knirschte mit den Zähnen. Die Vorstellung von Urda unter dem Hinkenden brannte wie Feuer. Ich überwand mich und fragte:

„Er schläft noch in meiner alten Höhle?" Ich kriegte es nicht fertig, die Frage zu stellen, die mir auf dem Herzen brannte: ob Urda noch bei ihm wäre. Tior nickte:

„Dort tanzt er auch, wenn er das Wild beschwört. Oder das Wetter."

„Ist jemand dabei, wenn er tanzt?"

„Der Alte. Die alten Männer überhaupt. Und Sirg. Sirg ist sein Freund."

Ich kannte den vierschrötigen einfältigen Sirg. Den konnte der schlaue hinkende Fuchs leicht beschwatzen. Aber Sirg hatte Kräfte wie ein Höhlenbär und vor nichts und niemandem Furcht. Sirg war gefährlicher als Alf, wenn es zum Kampf käme.

Er sagte: „Für morgen hat der Alte Großjagd angesetzt. Es kommt die kalte Jahreszeit, und der Stamm muß Fleisch haben, bevor die Rentiere und die Antilopen auf die Winterweide abwandern. Alf will dem Stamm ein Mammut herbeizaubern."

Mir kam ein Gedanke. Ich sagte: „Brauchen wir nicht. Wenn du willst, will ich für den Stamm das Mammut töten. Ich weiß, wo sein Wechsel ist."

„Wann? Heute? Und — allein?" Er blickte mich ungläubig an.

Ich nickte. Ich wußte, daß der alte Elefantenbulle durch schwere Fußverletzung unbeweglich war, und wo er suhlte. Ein Mammut war zwar kein Bär, und ein Steinspeer nur eine mangelhafte Waffe bei seiner dicken Haut. Aber irgendwie würde es doch gehen, wenn man es geschickt anstellte. Ich packte den Rest des Dörrfleisches in den Beutel zurück und erhob mich.

„Komm, ich werde dich führen."

Tior stand auf, zögerte aber. Es schien ihm unglaublich, zu zweien gegen ein Mammut anzutreten. Er meinte unschlüssig: „Soll ich nicht noch ein paar Männer holen? Ein Mammut ist kein Hase."

Ich sagte kurz: „Weiß ich. Komm, wir schaffen es schon alleine."

Er folgte mir, aber sein Herz war nicht dabei. Am liebsten

wäre er fortgelaufen, wenn er sich dessen vor mir nicht geschämt hätte. Ich führte ihn zu der Gegend, in der ich in den vergangenen Tagen wiederholt den Bullen gesichtet hatte. Es war außerhalb des üblichen Jagdreviers des Stammes, wo früher uneingeschränkt der Reißer geherrscht hatte, und wohin sich kein Jäger ohne Not traute. Aber nun war der Reißer nicht mehr da. Ich reckte die Schultern. Ich hatte ihn getötet.

In einer der Suhlen lag tatsächlich der alte Bulle, ein Berg Fleisch unter dicker, viel zu dicker, spärlich behaarter Haut, mit einem Kopf wie ein Fels und mit stark gekrümmten, vom Alter vergilbten, gewaltigen Stoßzähnen. Wir pirschten uns gegen den Wind heran. Ab und zu senkte der Riese seinen Rüssel ins Wasser und begoß dann wohlig seinen Kopf und Rücken. Es rauschte wie ein Regenschauer.

Wir lagen im Gebüsch, kaum zehn Schritt von dem Mammut entfernt. Ich merkte, daß mein Gefährte zitterte. Ich überlegte. Das Blatt war die empfindlichste Stelle des Tieres. Wenn man da den Speer mit genug Wucht einrannte, dann wäre es geschafft. Aber wie an diese Stelle herankommen? Das Tier würde es nicht zulassen, sich so drehen, daß man es von vorn angreifen müßte. Und das wäre zwecklos. Fußkrank wie es war, es würde mit uns beiden spielend fertig werden.

Einer mußte das Mammut ablenken, während der andere es von der Seite angriff. Ich hauchte Tior meinen Befehl ins Ohr. Er schüttelte heftig den Kopf. Er hauchte zurück: „Es wird mich töten! Ein Mammut ist schnell."

Ich erwiderte ärgerlich: „Es suhlt sich doch und kann nicht so schnell heraus. Der Boden ist doch morastig. Geh, sage ich dir!"

Er sah wohl an meinem Gesicht, daß ich fest entschlossen war. Sein Gesicht nahm eine graue Färbung an. Er war überzeugt, daß ich ihn in den Tod schickte. Vorn hatte das Mammut ja die furchtbaren Stoßzähne, den schlangebiegsamen, schnellen Rüssel. Er robbte langsam und unhörbar

zurück, doch der Riese in der Suhle schien trotz des Plätschern des Wassers etwas gehört zu haben. Er bewegte die großen, flügelartigen Ohren und wandte den Kopf in unserer Richtung. Ich blieb regungslos liegen, peilte nur durch die Grashalme hindurch. Tior war inzwischen verschwunden. Ob er mich im Stich ließ? Er war immer ein zuverlässiger Junge gewesen. Aber hier ... Die Furcht vor dem Elefanten konnte doch überwiegen. Ich lauschte und sicherte. Nichts geschah. Der Riese beruhigte sich wieder, ließ wieder einen Sprühregen über seinen Rücken rauschen. Die Zeit schlich förmlich. Ich wartete, wagte mich unter dem Schutz des Wassergeräusches einige Schritte vor. Ich lag jetzt kaum zwei Mannslängen von dem Tier entfernt und spannte langsam die Muskeln zum entscheidenden Sprung.

Da sicherte das Mammut nach vorn, entleerte den Rüssel von Wasser und richtete sich mühsam auf den Vorderläufen auf. Es mußte hin und her treten, um nicht einzusinken. Seine kleinen Augen waren scharf nach vorn gerichtet.

Und da sprang ich und rannte dem Tier den Speer tief in die linke Seite. Im nächsten Augenblick wurde der Schaft aus meiner Hand gerissen, ich selbst von einem Rüsselschwinger an der Schulter getroffen und wirbelte durch die Luft zur Seite. Und dann wurde es schwarz um mich.

Als ich zu mir kam, tanzte Tior einen wilden Siegestanz am Rande des Tümpels. Er schwang seinen Speer und sang dazu lauthals: „Der große Tigertöter erschlug den haarigen Alten! Der Alte erschlug den Tigertöter, ist aber nun selbst tot! Eine große Tat ist geschehen! Ein Mann hat allein den haarigen Alten erschlagen. Mit seinem Speer hat er ihn erschlagen und ist nun selbst tot!" Er brach beim halben Wort ab und erstarrte in einer so ulkigen Stellung, als ich mich langsam aufrichtete, daß ich lachen mußte. Ich sagte:

„Aber ich bin nicht tot! Ich lebe! Und der Alte hat dir nichts getan, wie ich dir sagte."

Tior begann wieder zu tanzen. Er warf den Speer in die

Luft, fing ihn wieder auf, wirbelte um die eigene Achse und warf wild die Beine in die Höhe. Er setzte auch sein Lied fort und sang davon, daß der große Jäger von den Toten auferstanden sei, um dem Stamm noch mehr Wild zu erbeuten und dergleichen mehr. Ich befühlte meine rechte Schulter. Sie tat weh, sehr stark sogar, doch ich konnte den Arm bewegen. Es war also nur der Schlag mit dem Rüssel, kein Bruch, keine Verrenkung. Ich erhob mich und trat an die Beute heran, die nun im Tümpel halb versunken war. Oben in den Lüften kreisten Adler und Geier. Ringsum ertönte das Gekläff und Gejaule der Wildhunde. Die Aasfresser witterten einen fetten Schmaus.

Endlich hatte Tior vom Tanzen genug. Noch atemlos sagte er: „Jetzt wollen wir zu den Höhlen rennen und die Männer holen. Der Hinkende hat sich blamiert."

Ich schüttelte den Kopf. „Noch nicht. Warte. Wann tanzt er seinen Zaubertanz?"

„Nach Sonnenuntergang."

„Dann gehen wir hin und schauen ihm zu."

„Aber du darfst doch nicht ... Und ich erst recht nicht. Nur die Alten sind zugelassen. Den Jägern ist es verboten."

Ich zuckte die Achsel. „Wer hat es verboten? Doch der Hinkende, weiter niemand. Meinst du, ich werde mich durch solch ein Verbot behindern lassen? Du hast es gesehen. Ich wurde mit dem Reißer und dem behaarten Alten fertig. Glaubst du, der Hinkende wäre stärker?"

Er gab nach, aber noch nicht ganz überzeugt. Der Alf hatte sich doch eine gewaltige Macht beim Stamm erlogen. Urda hatte Recht. Ich hätte ihn damals, Gastrecht oder nicht, erschlagen sollen.

Wir saßen neben dem toten Riesen und sprachen wenig. Ich baute mir im Kopf einen Plan zurecht, wie ich den schlauen Fuchs bloßstellen und dann töten könnte. Und dann belehrte ich meinen Gefährten über die Rolle, die ich ihm zugedacht. Er war nicht gern dabei, suchte nach Ausflüchten, aber schließ-

lich hatte ich ihn so weit. Und als die Dämmerung sich auf die Ebene senkte, und in der Ferne die Feuer vor den Höhlen aufglimmten, machten wir uns auf den Weg. Ich trug als Trophäe und Beweis meiner Tat den etwa eine Elle langen Schwanz des Mammuts, dessen Haare allerdings ziemlich schütter geworden waren. Es war halt ein altes Tier.

5.

Wir näherten uns der Höhle nicht auf geradem Wege, sondern so, wie ich das erste Mal gekommen war, über die Felsen. Es war eine halsbrecherische Kletterei im Finstern, denn inzwischen hatte es angefangen zu regnen. Ein eisiger Wind wehte von den Schneebergen herüber, und das Hundefell, das ich wegen der späten Jahreszeit um Brust und Hüften trug, bot nur wenig Schutz. Im Klettern dachte ich an Urda. Ob sie dem Hinkenden völlig verfallen war und nicht zu mir zurückkehren würde? Ob sie noch an mich dachte? Ich sah rot, wenn ich an das Zusammenleben der beiden dachte, und ich mußte immer wieder daran denken. Daß ich keinen Speer mehr hatte! Mit Alf würde ich auch mit bloßen Händen fertig werden, aber der Sirg war bullenstark und gefährlich. Und der wird bewaffnet sein, und die Alten sicher auch, die in der Höhle waren.

Ich hätte mir wenigstens einen Speer beschaffen müssen, bevor ich hineinging. Aber woher nehmen? Und die Ungeduld brannte derartig in meinem Eingeweide, daß ich nicht einen Augenblick länger warten konnte.

Ich sagte zu Tior, der hinter mir kletterte: „Wenn wir drin sind, gib mir deinen Speer. Ich brauche einen gegen Sirg. Aber vielleicht werde ich auch keinen brauchen, wenn alles so geht, wie ich dir gesagt habe. Wo sind denn die Männer vom Stamm?"

„Sie tanzen vor den Höhlen draußen. Die Weiber hocken

vor den Eingängen und singen. Der Hinkende hat sie den Sang gelehrt."

Ich konnte hören, wie aufgeregt er war. Fast ebenso wie vor dem Angriff auf das Mammut. Ich sagte: „Sorge du nur dafür, daß das Licht nicht ausgeht, wenn ich mit dem Hinkenden kämpfe. Ich will ihm einen neuen Sang beibringen, den er noch nicht kennt." Und dann stellte ich die Frage, die schon seit unserem Zusammentreffen auf meiner Zunge brannte: „Und das Weib?... Ist es auch in der Höhle... beim Tanzen drin?"

„In der Wohnhöhle wahrscheinlich. In die Bilderhöhle darf sie nicht hinein." Dann fragte er neugierig: „Was... was ist das, was du unterm Arm trägst?"

Ich lachte. „Das ist mein Zauber. Das und..." ich wies den Mammutschwanz vor. „Du wirst's schon sehen."

Wir waren am Rand des Steilhangs angelangt. Von unten zog Holzrauch von den vielen Feuern, die wie eine Kette von riesigen Leuchtkäfern durch den Regenschleier glühten, zu uns herauf. Ab und zu hörten wir den schrillen Gesang der Weiber. Die Zeremonie schien im vollen Gange zu sein. Ich grinste. Sie würde ein Ende nehmen, von dem der Hinkende nicht geträumt hatte. Wir begannen den vorsichtigen Abstieg.

Endlich standen wir vor dem dunklen Eingang in meine alte Höhle. Jeder Felsvorsprung, jeder Spalt waren mir seit meiner Kindheit vertraut. Seit meine Eltern vor einigen Wintern von dem alten Reißer getötet waren, hatte ich in dieser trockenen und luftigen Höhle gelebt, bis ich dem Alten die Urda raubte und flüchten mußte. Ich holte tief Luft, bückte mich und trat in die Wohnhöhle.

Das Feuer glimmte nur unter weißer Asche an der Herdstelle. Aber in der Höhle war es warm. Es roch ziemlich stark nach irgendwelchen verbrannten Kräutern. Wahrscheinlich kam der Geruch aus der inneren Höhle, wo gerade der Hinkende tanzte.

Ein leises Geräusch, ein scharfes Atemholen aus der Ecke, wo die Schlaffelle lagen, sagten mir, daß Urda in der Wohnhöhle war. Ich strengte die Augen an, doch konnte ich nur undeutlich ihre Umrisse erkennen. Sie lag halb aufgerichtet auf den Fellen und schien mich anzublicken. Hinter mir atmete schnell und aufgeregt Tior. Der Schaft seines Speeres scheuerte an meiner nackten rechten Schulter. Ich machte noch einen Schritt vor.

„Naal!" hauchte die Frau auf den Fellen. Ich konnte nicht erkennen, ob es Furcht, Erstaunen oder Freude war, die in dem schwachen Laut zitterten. Ich schwieg. Ich wußte selbst nicht, ob ich sie haßte oder begehrte. Ich schwieg.

Die Felle raschelten. Die liegende Gestalt richtete sich auf, trat näher zu mir: „Nimm mich mit, Naal! Komm, rennen wir!"

„Bleib liegen", sagte ich heiser. „Ich habe noch etwas zu erledigen."

„Geh nicht rein, Naal, geh nicht rein! ... Du bist des Todes, wenn du den Raum betrittst!"

Ich lachte wütend. „Ich muß dem Hinkenden meine Schuld bezahlen. Einmal habe ich ihn laufen lassen. Das war falsch. Du hattest Recht damals. Diesmal mache ich mir aus seiner Schädeldecke eine Trinkschale."

Ihre Hände versuchten mich zurückzuhalten, aber ich stieß sie auf die Felle zurück. „Komm, Freund", sagte ich zu Tior. „Gib mir jetzt deinen Speer."

„Vielleicht nimmst du das Weib und gehst, Mammuttöter?" sagte er unschlüssig.

„Nicht deshalb habe ich den behaarten Alten erlegt, Freund. Gib mir den Speer und achte darauf, was du den Alten zu sagen hast."

Er gehorchte, doch ich merkte, daß er am ganzen Leibe zitterte. Ich tauchte in die niedrige und schmale Öffnung des Ganges und kroch langsam und lautlos voran. Der Geruch der verbrannten Pflanzen wurde immer stärker, reizte zum

Niesen, doch ich unterdrückte mannhaft die Regung und drang weiter vor, bis ich mich aufrichten konnte. Die Augen tränten mir, und im Kopf begann es zu rauschen.

Aus der Eingangsöffnung in die Bilderhöhle drang ein rötlicher flackernder Lichtschein und die Stimme Alfs und anscheinend noch anderer Wesen. Es war, als sänge dort der Mann, und Tiere der Savanne antworteten ihm. Da bellten und jaulten Wildhunde, im nächsten Augenblick brüllte kurz der alte Reißer, trompetete der beharrliche Alte, heulte ein hungriger Wolf. Unwillkürlich mußte ich daran denken, daß die Bilder an den Wänden lebendig geworden wären und an der Zeremonie teilnähmen. Für einen Augenblick beschlich mich ein furchtsames Zagen, und ich hörte, daß Tiors Zähne hörbar klapperten. Dann riß ich mich zusammen. Ich wollte sehen, was das für ein Zauber war, der die Höhle mit den Tieren der Ebene bevölkerte. Ich näherte mich vorsichtig dem Eingang, lugte hinein.

In der Mitte des Raumes flackerte ein kleines Feuer, in das der vierschrötige Sirg augenwischend und hüstelnd immer neue Kräuter legte. An einer Wand hockten auf den Fersen die drei Ältesten, mit Muirs fetter, massiger Gestalt in der Mitte. Und um das Feuer herum tanzte wiegend und springend eine so seltsame Gestalt, daß ich die Augen und den Mund aufriß. Es war ein Renhirsch mit schönem Geweih, aufrecht gehend auf den Hinterläufen, in den Vorderläufen ein Wedel aus Mammutschwanzhaaren und eine Klapper aus Schlangenhäuten, getrockneten Kröten und Fröschen. Der seltsame Hirsch tanzte und sang, und die Stimmen der Tiere, die ihm antworteten, schienen von der Decke und den Wänden zu kommen. Ich stierte die Erscheinung verständnislos an, und dann sah ich es: unter dem Geweih hing lose die behaarte Stirnhaut des Rens herab, die Augen waren weit ausgeschnitten. Beim Tanzen flatterte die Haut auf und ab, und darunter sah ich den aufgerissenen Mund eines Menschen. Plötzlich mußte ich lachen, lehnte den Speer an die Wand

und wickelte den Packen, den ich unter dem Arm trug, auf. Als ich mich dann umwandte, zog der zitternde Tior hinter mir die Luft scharf ein: ich hatte die Kopfhaut des alten Reißers über den Kopf gezogen, und die beiden ellenlangen Reißzähne hingen rechts und links von meinem Gesicht auf die Brust herab. Vermutlich sah ich damit noch gefährlicher aus als der tanzende Hirsch, denn Tior machte einen Schritt zurück. Ich flüsterte: „Los, Freund! Geh rein und sag's ihnen!"

Doch der junge Mann war dazu unfähig. Er hockte sich nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ich redete ihm eine Weile gut zu, doch dann sah ich, daß es zwecklos war. Ich mußte allein handeln. Tior hatte sich durch den Mummenschanz des Hinkenden und meine Maske völlig durcheinander bringen lassen. Ich wandte mich um, faßte den Speer und trat offen in die Höhle ein.

Aller Augen hafteten sich an mich. Die Alten an der Wand rührten sich nicht. Sirg stierte mich an mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund. Der Hirsch hielt im Tanzen inne und hob die Vorderläufe, als wollte er einen Schlag abwehren, obgleich ich den Speer nicht gehoben hatte. Eine Weile herrschte absolute Stille, von Sirgs rasselndem Atem unterbrochen.

Ich machte einen Schritt vor. Der Hirsch wich vor mir zurück an die Wand. Neben ihm glimmte eine Fackel, die in den Fels gesteckt war. Ich konnte jetzt deutlich Alfs zitternde Hände sehen, die den Wedel und die Klapper hielten.

Ich sagte: „Heil euch, Männer! Der Schwindel ist zu Ende. Während der Hinkende tanzte und zauberte, habe ich für euch den behaarten Alten erschlagen." Ich warf Muir den Mammutschwanz vor die Füße. „Der Stamm hat genug Fleisch für den halben Winter. Tior wird euch dorthin führen. Dafür will ich vom Stamm Frieden haben. Und von diesem Lügner und Feigling" — ich wies mit der Speerspitze auf den zitternden Hirsch, der noch näher an die Wand zurück-

wich — „will ich, wie versprochen, die Schädeldecke als Trinkgefäß und mein Weib, das er geraubt, zurück!"

„Ich habe dir kein Weib geraubt!" kreischte Alfs helle Stimme. „Du hast es mir geschenkt, und ich gab dir den Zauber, den Reißer zu erlegen! Und jetzt habe ich gezaubert, damit der behaarte Alte getötet werden konnte! Aber das Weib kannst du haben. Ich will es nicht mehr!"

„Ich nehme das, was mir zusteht", sagte ich durch die zusammengebissenen Zähne. „Ich will deine Lügenzunge herausreißen!"

Muir rührte sich schwach und sagte keuchend: „Du sollst ihn nicht töten, Reißertöter. Er singt und tanzt, und der Stamm hat genug Fleisch und gutes Wetter."

Ich lachte: „Er soll jetzt singen, damit der Regen aufhört. Wenn er das fertig bringt, dann lasse ich ihn leben! Den Lügner!"

Doch Alf sagte: „Ich tue es! Männer, ihr seid Zeugen!" Und er begann zu tanzen. Ich trat zur Wand zurück, den Speer stoßbereit. Ich war überzeugt, daß der Hinkende den leise und stetig rieselnden Regen niemals beschwören konnte. Es war Herbst, und der Wind kam von den Schneebergen. Und er war hier in meiner Hand. Im Gang war Tior, er würde den Hinkenden aufhalten, wenn er plötzlich davonschlüpfen sollte. Und außerdem würde ihn mein Speer erreichen, bevor er im Gang würde verschwinden können. Ich dürstete nach seinem Blut und war sicher, es zu bekommen. Auch Sirg würde mich daran nicht mehr hindern können.

Aber ich hatte mit Alfs Schlauheit nicht gerechnet. Im Vorbeitanzen riß er plötzlich die Fackel aus der Wand und trat sie aus. Plötzlich war es so finster, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Nur das Kräuterfeuerchen glimmte schwach. Ich hörte Sirg ächzen und schmerzlich aufstöhnen, ein paar schnelle Schritte, warf den Speer blindlings in die Richtung, wo ich den Ausgang vermutete, riß den Hammer aus der Schlinge. Als ich vorsprang, stolperte ich

über Sirgs ungefügen Körper, rappelte mich hastig hoch und schlug blindlings mit dem Hammer zu, als er mich zu halten versuchte.

Als ich den Gang erreichte, war es dort still, und ich wunderte mich. Der Hinkende hat doch den Tior nicht erschlagen? Ich rannte, bis der Gang niedriger wurde, warf mich auf alle Vier, den Hammerstiel zwischen den Zähnen, kroch weiter, immer gewärtig, einen Schlag auf den Kopf zu bekommen. Und er kam auch, als ich mich gerade anschickte, die Wohnhöhle zu betreten. Der Hieb war nicht sehr stark, aber er hätte genügt, wenn ich die Tigerhaut nicht über den Kopf gezogen hätte. So aber betäubte mich der Schlag etwas, doch schon einige Sekunden später war ich aus dem Gang heraus und auf den Beinen.

Urda stand mit dem Rücken an die Wand gepreßt, die Handflächen an den Fels gedrückt. Ich sah das Weiße ihrer weit aufgerissenen Augen. Ich fragte keuchend:

„Wo ist er? Ich muß ihn haben?"

Sie wies wortlos auf den Ausgang, und ich sprang vor, den linken Arm zum Schutz gegen einen möglichen Hieb über dem Kopf abgewinkelt. Aber es kam nichts. Der Platz vor der Höhle war leer. Der Regen rieselte hernieder. Von den benachbarten Höhlen liefen speereschwingend und schreiend die Männer hinzu. Ich erkannte Tior, der als erster angelaufen kam. Ich hätte ihn am liebsten erschlagen. Er hatte sich feige gedrückt und den Hinkenden entschlüpfen lassen. Wieder hatte mich der Listige betrogen. Ich schäumte vor Wut, zog mich aber wieder in die Höhle zurück. Ich wußte nicht, mit welchen Absichten die Männer kamen. Vielleicht wollten sie ihren Zauberer schützen.

Tior blieb vor dem Eingang kauernd stehen, rief atemlos: „Du lebst, Tigertöter? Ich dachte, die Geister hätten dich erschlagen. Ich habe den Männern von dem Mammut erzählt. Du sollst sie hinführen."

Ich sagte: „Du hast den Hinkenden entkommen lassen.

Führe die Männer selber hin. Ich will damit nichts zu tun haben."

Urdas Hand legte sich auf meine Schulter: „Du hast den behaarten Alten erschlagen! ... Du bist ein Held." Ich schüttelte ihre Hand ab. In diesem Augenblick fühlte ich nichts wie ohnmächtige Wut und beizende Enttäuschung. Dann aber ermannte ich mich.

„Pack das Zeug zusammen, wir gehen."

„Nachts durch die Ebene?" sagte sie zaghaft. Ich fauchte:

„Der Reißer ist tot. Der behaarte Alte ist tot. Wer soll uns etwas tun? Wir gehen."

Tior kroch in die Höhle herein. „Willst du den Stamm verlassen, Tigertöter? Willst du nicht hier bleiben, in deiner alten Höhle?"

„Wenn du gehst, kommt der Hinkende zurück und wiegelt die Männer gegen dich auf", sagte Urda, indem sie die Felle gehorsam zusammenschnürte. Ich überlegte. Meine alte Höhle war mir verhaßt, seit der Hinkende in ihr gehaust hatte. Aber Urda hatte eigentlich Recht. Ich galt jetzt etwas im Stamm. Ich war schon immer einer der besten Jäger gewesen, aber jetzt, nachdem ich dem Stamm Winterfleisch besorgt und ihn vom Reißer befreit hatte, galt ich viel mehr. Allerdings war nicht sicher, was Muir dazu sagen würde. Ich hatte ja schließlich damals das Gesetz überschritten. Ich schwankte.

Inzwischen krochen die Alten aus der inneren Höhle heraus. Als erster keuchend und ächzend der dicke Muir, hinter ihm die anderen zwei. Sie richteten sich auf, wischten die tränenden Augen. Dann kam auch Sirg, stöhnend und aschebeschmiert. Im Fliehen hatte ihn Alf rücklings ins glimmende Kräuterfeuer geworfen.

Muir blinzelte mich aus seinen kleinen Äuglein an und brummte: „Der ist dir über, Reißertöter. Willst du beim Stamm bleiben? Wo liegt die Beute?"

Ich sagte noch voll von meiner Wut: „Ich kriege ihn doch noch, alter Mann. Er entgeht mir nicht. Ja, ich bleibe beim

Stamm, wenn das Alte begraben bleibt. Hier, in meiner Höhle, wo meine Eltern gelebt haben, bleibe ich."

„Schenk mir einen der Reißzähne", keuchte der Alte. „Es ist alles in Ordnung."

„Du kannst die beiden Stoßzähne des behaarten Alten haben", sagte ich. Von den gebogenen Hauern des Säbelzahntigers mochte ich mich nicht trennen. Der Dicke nickte. Er war ein gutmütiger Mann.

„Aber wie schützt du uns vor dem bösen Auge des Hinkenden?" meinte einer der Ältesten, der schon keine Zähne mehr hatte und sehr undeutlich sprach.

„Ich werde ihn erschlagen", versprach ich zuversichtlich. „Und jetzt führt euch Tior zur Beute. Bald fängt es an zu grauen.."

Muir nickte und ging hinaus zu den Männern, die, zu einem Knäuel um den Eingang geballt, neugierig lauschten. Die beiden anderen Alten folgten. Tior war als erster hinausgeschlüpft.

Urda und ich blieben allein.

6.

Sie sagte: „Er wollte mich töten, als er herauskam. Aber ich rannte vorher heraus — ich wußte, daß er mich töten oder mitnehmen würde. Er rief nach mir, aber ich stand draußen in Regen und Dunkelheit, bis er fort war. Er ist über die Felsen fort. Geh ihm nicht nach, Naal."

Ich sagte: „Der Flüchtige hat nur einen Pfad, der Verfolger vierzig. Und Regen und Nacht decken die Flucht. Er entkommt mir nicht." Ich hockte mich auf die Felle nieder. Es war Zwiespalt in meiner Brust. Ich liebte Urda und hatte Verlangen nach ihr. Und gleichzeitig haßte ich sie, wenn ich daran dachte, daß sie mit Alf geschlafen. Ich schlug mit der Faust auf den Boden und rief: „Warum bist du mit ihm gegangen? Du trägst ein Kind von mir."

Sie blies das Feuer auf der Herdstelle an. Als es aufloderte, sah ich, daß ihr Gesicht verfallen und ratlos war. Sie sagte: „Warum hast du ihn damals nicht gleich erschlagen? Ich sagte es dir ... Kein Weib kann ihm widerstehen, wenn er es ansieht und sagt: ‚Du kommst mit.' Er sieht durch einen hindurch. Er ist schrecklich."

„Aber du hast mich doch gern!" rief ich verzweifelt. „Wie konntest du ..."

„Es war nicht ich. Es war ... Ich weiß nicht. Ich konnte nicht anders. Ich mußte mit. Ich mußte tun, was er wollte. Er sagte, er wird meinen Schoß verschließen, und ich werde das Kind tot zur Welt bringen. Weil es dein Kind wäre. Ich sagte, ich hasse ihn und würde ihn töten. Er lachte nur. Er hatte Recht. Ich hatte nicht die Kraft. Ich mußte tun, was er wollte. Oh, Naal, warum hast du ihn nicht erschlagen! ..."

Ich hockte verständnislos und verzweifelt auf den Fellen. Es war doch alles anders geworden zwischen mir und Urda. Sie hatte mir gehört, freiwillig und gern. Und nun kannte ihr Schoß einen anderen Mann, und ihre Seele war zerrissen. Ich stand auf und trat aus der Höhle heraus. In den Regen und den kalten Wind. Die Feuer glimmten noch vor den Höhlen. In der Ferne sangen die durch die Savanne marschierenden Männer, um etwaige wilde Tiere zu vertreiben. Der Wind und der Regen zischten und rauschten an der Felswand, von der feine Bächlein herunterliefen.

Mein Kopf war gleichsam leer. Vergeblich versuchte ich, mich auf einen Gedanken zu konzentrieren. Die Gedanken waren scheinbar in Fetzen gegangen. Aber ein ziehender, dumpfer Schmerz bohrte in meinen Eingeweiden. Schließlich sagte ich mir, daß ich am Morgen Alf finden und erschlagen würde, und daß dann alles wieder in Ordnung sein würde.

Ich merkte kaum das kalte Regenwasser, das an meinen Schenkeln herunterlief, auch nicht den dumpfen Schmerz in der von dem Mammutrüssel getroffenen Schulter und im Kopf, den nur das Tigerfell vor dem Hammer des Hinkenden

gerettet hatte. Träge zogen sich Gedankenfetzen durch das Hirn, um gleich in Vergessen zu zergehen. Endlich wurde es mir kalt, aber ich fand nicht die Energie, in die Höhle zurückzukehren.

Urdas Hand, die sich auf meine Schulter legte, ließ mich zusammenzucken. Aber ich folgte ihr willenlos in die warme Höhle, setzte mich auf die Felle und nahm auch gehorsam das Stück Bärenfleisch, das sie mir reichte. Wir hockten schweigend einander gegenüber und aßen lustlos.

Nach einer Weile sprach das Weib, gleichsam an das flakkernde Feuer gerichtet: „Der hinkende Zwerg trat zwischen meinen Naal und mich. Er hat das Band zerstört. Es wäre besser, du erschlügst mich. So geht es nicht weiter. Du weißt, daß mein Schoß nun einen anderen Mann gekannt hat, und dich ekelt's. Aber du weißt nicht, daß ich dabei immer dich bei mir hatte, nur dich, ob es in Wirklichket auch der Hinkende war. Ich haßte ihn und fürchtete ihn. Ich wollte ihn nicht, ich wollte nur dich. Und ich trage noch dein Kind. Vielleicht hast du Recht, und mein Schoß wurde nicht vom Hinkenden verschlossen. Vielleicht ist er ein Lügner, wie du sagst."

„Er ist ein Lügner", sagte ich schwach. „Ich weiß nicht, was mit mir ist. Mein Kopf ist schwer und die Schulter tut weh, und ich weiß nicht, was ich tun soll. Aber morgen erschlage ich den Burschen, und dann wird alles wieder gut ..." Aber innerlich fühlte ich, daß es nicht wieder gut sein würde. Könnte ich je das Bild von Urda und dem Hinkenden aus meinem Kopf bannen. Ich knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste, daß sie mir weh taten.

Als ich nach einer Weile aufschaute, sah ich, daß Urda mir gegenüber am Feuer hockte. Mit gesenktem Kopf blickte sie mich von unten herauf unverwandt an. Ihr Gesicht war wie erstarrt. Sie dachte etwas, aber ich konnte ihre Gedanken nicht lesen. Es war seltsam: man hatte schon ein Jahr neben einem Menschen gelebt, miteinander ein Kind geschaffen, das nun in ihrem Schoß ruhte, man hatte gelacht und gesungen

und gedarbt miteinander — und wußte nun nicht, was da in diesem Menschen, den man doch zu kennen glaubte, vorging. Abgründe waren da, undurchsichtige, dunkle Gewässer.

Ob dieser Hinkende tatsächlich über irgendwelche geheimen Kräfte verfügte, die ihm die Frauen hörig machten? Häßlich war er, kein Jäger, kein Mann, der sich auf die Kraft des Armes und die Spitze des Speeres verläßt. Und klein und schwächlich. Und doch brauchte er nur zu winken, und ... Aber diese Tierstimmen vorhin — wie hatte er sie hergezaubert? Tierstimmen nachahmen konnte jeder Jäger — aber man wußte doch, woher sie kamen. Vorhin in der Höhle aber schienen sie von der Decke, von den Wänden zu kommen. Ich stand auf. Ich wollte es ausprobieren.

„Komm", sagte ich zu Urda. „Wir gehen in die innere Höhle."

Sie zögerte, blickte mich furchtsam an. Ich sagte ungeduldig: „Nimm eine Fackel mit und komm. Da ist niemand drin."

Sie gehorchte, aber ich sah, daß ihre Hand zitterte. Sie fürchtete wohl, ich würde sie dort erschlagen. Ich kümmerte mich nicht darum, sondern kroch durch den Gang voran. Ich konnte hören, wie sie rasch atmete, während sie mir auf dem Fuß folgte.

In der inneren Höhle sah es aus, als hätte dort ein Kampf stattgefunden. Auf dem Boden war Asche zerstreut, in der sich Sirg gewälzt hatte. Ein Bündel Schlangenhäute lag neben dem Eingang, und im flackernden Licht der Fackel sah es aus, als bewegten sich die trockenen Häute. Und da lag Sirgs Hammer, den er wohl in seiner Angst und Wut vergessen hatte.

Ich richtete mich in der Mitte der Höhle auf. Urda blieb zögernd am Eingang stehen. Ich hob den Kopf und stieß den erregenden Ruf jagender Wölfe hervor. Es klang selbst für mich schaurig. Urda duckte sich und machte einen Schritt zurück. Ich fragte:

„Woher kam das Geheul? Von mir oder von der Decke?"

Sie machte eine zitternde, umfassende Armbewegung: „Von überall her ... Von der Decke, von den Wänden ..."

Ich lachte grimmig. Also war es nur ein Trick vorhin. Der Schall prallte eben von dem Fels ab. Ich sagte: „Das ist des Hinkenden Zauber. Ich kann's also auch. Gehen wir."

Sie trat mir voran in den Gang. Dann wandte sie sich um: „Aber mit den Frauen ... du kannst doch keine Frauen in deine Gewalt zwingen? ..."

„Ich hab's nicht versucht. Ich hatte ja dich. Und es ist ohne Zauber gegangen."

Sie wandte sich wieder um und ging weiter, um sich zu bücken und dann auf allen Vieren voranzukriechen, als der Gang niedriger wurde. Schweigend legten wir die kurze Strecke bis zur Haupthöhle zurück. Ich sah schon vorn den Schein des Feuers, das dort noch glimmte. Plötzlich hörte ich einen dumpfen Schlag, und Urda sackte vor mir zusammen. Als ich ihren nackten Schenkel berührte, fühlte ich ihr Fleisch zucken, wie ein Wild zuckt, das vom Speer oder von der Axt tödlich getroffen wurde. Der Gang war niedrig, und ich mußte mich auf Urda legen, um nach vorn zu gelangen. Ich wußte sofort, was geschehen war: Alf war in die Höhle zurückgekehrt und hatte uns aufgelauert. Und nun war Urda tot.

Ich hatte noch nie eine solch rasende Wut gefühlt wie in diesem Augenblick. Ich fühlte Urdas warmes Blut an meinem Körper, als ich über ihren Kopf kroch, den Speer vorgestreckt, voll Hast, herauszukommen und den Feind zu stellen.

Aber die Höhle war leer. Kein Mensch war mehr drin. Der Hinkende war wieder geflohen. Ich raste hinaus. Regen, Wind, Stille. Vor den Höhlen glimmten keine Feuer mehr. Die Weiber waren schlafen gegangen. Ich zog die feuchtkalte Luft tief ein. Es hatte keinen Zweck, dem Mörder nachzusetzen. Wer wußte, welchen Weg er eingeschlagen hatte. Ich ließ mich von Regen und Wind abkühlen. In meiner Kehle

steckte ein harter Klumpen, der das Atmen beschwerlich machte.

Dann kehrte ich in die Höhle zurück, lehnte den Speer an die Wand, bückte mich und zog Urdas leblosen Körper herein. Nachdem ich frisches Reisig ins Feuer geworfen, sah ich, daß ihre Schädeldecke zertrümmert war. In dem rötlichen wirren Haar waren graue Gehirnklümpchen neben rotem Blut. Der Körper zuckte nicht mehr, war still, weich und schwer.

Ich kauerte mich neben der Leiche nieder. Ich hatte keine Gedanken im Kopf, eine stumpfe, verzweiflungsvolle Leere. Lang ausgestreckt und größer, als sie im Leben war, lag Urda, mein Weib, vor mir auf dem Boden. Ihr Gesicht war wieder schön und jung, wie ich es von früher her kannte.

Ich wußte nicht, wielange ich so dasaß. Das Feuer ging allmählich aus. Vom Eingang her zog es kalt herein. Ich erschauerte und blickte stumpf um mich. Und plötzlich wurde es mir klar: meine Urda war tot. Sie wurde von mir gerissen — noch vor wenigen Tagen hatte ich sie in den Armen gehalten und ihren willigen, begehrenden Körper unter mir gespürt. Noch vor wenigen Tagen konnte sie lachen und singen, Fleischstücke über dem Feuer rösten, Kräuter suchen und aus Fellen Kleidungsstücke machen und ...

Und nun war sie fort. Nicht mehr da. Denn dieser langgestreckte, regungslose kalte Körper vor mir war zwar Urda, und war es wieder nicht. Es war wie die Saiga-Antilope, die ich neulich erlegt — kalt, reglos, ein Ding. Schön, aber leblos. Ein Ding.

Ich kroch wieder in den Gang, nachdem ich Urdas Grabstock, mit dem sie früher die Wurzeln aus dem Boden gegraben hatte, zusammen mit dem Speer mitgenommen. In der inneren Höhle grub ich mit Mühe in dem harten Lehmboden ein viereckiges tiefes Loch an der Stelle, wo Alf sein Kräuterfeuer gehabt hatte. Es dauerte lange, bis es tief genug war, und mir taten alle Muskeln weh, doch ich achtete nicht darauf.

Es war schon hell, ein grauer, trüber, kalter Tag, als ich in die Vorhöhle zurückkehrte — nicht ohne gewisse Vorsichtsmaßnahmen gegen etwaigen Überfall. Doch Alf war anscheinend überzeugt, daß er mich erlegt hatte, und zeigte sich nicht mehr.

Urdas Körper war inzwischen steif geworden. Ich mußte warten, bis die Starre nachließ, denn so hätte ich sie nicht in das Grab legen können. Nach dem Stammesbrauch mußte der Tote auf der rechten Seite mit angezogenen Knien ruhen, wie das Kind im Schoß der Mutter.

Aber es widerstrebte mir, Urda in die kalte, tote Erde zu betten. Ich suchte einige schöne Felle aus dem Haufen heraus und wickelte ihren starren Leib darin ein, so daß nur das blasse schöne Gesicht hervorlugte. Um den zertrümmerten Kopf schlang ich ein weiches rotes Fuchsfell. Dann ergriff ich den Speer und trat in den Wind und Regen hinaus.

Vor den Höhlen bewegten sich frierend und sich in Felle einhüllend einige Frauen. Die Feuer wollten nicht brennen, qualmten, knisterten und zischten. Die Männer waren anscheinend noch nicht zurück. Die Weiber glotzten mich neugierig an, blieben aber an ihren Feuern, als hätten sie Angst vor mir. Ich rief: „Euer Hinkender hat mein Weib erschlagen." Dann lief ich den Hang hinunter in die Steppe.

Im triefenden niedrigen Gestrüpp unten fand ich, was ich suchte — lange, trocken dreinschauende, fast blätterlose Ranken mit knallroten schotenartigen Blüten oder Früchten. Ich pflückte einen Arm voll davon und kehrte dann zur Höhle zurück. Urda sollte es schön haben in ihrem kalten Grab.

Einige Weiber kauerten neben der Leiche in meiner Höhle. Sie schielten furchtsam zu mir, als ich eintrat. Es waren ältere Frauen, die ich kannte, nur eine einzige junge, die dralle, rotbackige Frau von Sirg war dabei, deren Augen feindselig blinzelten.

Ich ließ die Zweige fallen und lehnte den Speer an die Felswand. Ich sagte: „Das ist euer großer Zauberer! ... Er

konnte nicht einmal das Weib von mir unterscheiden und erschlug sie meuchlings — er meinte mich. Eine tapfere Tat. Aber nun werde ich, wie einmal gelobt, aus seiner Schädeldecke ein Trinkschale machen."

Die Frau von Sirg sagte und richtete sich auf: „Ihr nehmt immer den Mund voll und richtet nichts aus. Er ist euch über. Er wird aus deiner Hirnschale ein Trinkgefäß machen. Er und nicht du!"

Ich grinste schief, schwieg aber. Ein Jäger streitet sich nicht mit Weibern. Sie wurde noch wütender: „Er ist eben euch allen über! Mein Sirg ist wie ein Höhlenbär — stark und furchtlos. Aber kann er einer Frau das geben, was dieser kleine hinkende Mann gibt? Er kann nur zusehen, wenn der sein Weib glücklich macht und dann seinem geringsten Wink und Wort folgen. Jawohl. Sirg ist zu ihm hin, und zu zweit werden sie schon mit dir fertig, Tigertöter, und wenn du zehn Reißer und behaarte Alte erlegst."

Eine von den alten Weibern brummte verweisend: „Daß sich dieses Weib nicht schämt, vor allen zu gestehen, daß sie mit einem anderen Mann hurt! ..."

Auch die anderen wiegten die Köpfe und murmelten Mißbilligendes. Doch die Dralle stemmte die Fäuste in die runden Hüften und warf den Oberkörper zurück, daß ihr eine pralle und runde Brust über dem Hundefell hervorrutschte: „Was versteht ihr schon davon! Ihr seid alt und habt einen solchen Mann noch nicht gekannt. Schweigen solltet ihr! ... Mich und viele andere hat er glücklich gemacht, bloß die haben keinen Mut, es einzugestehen. Ich aber — ich habe den Mut, und ich sag's auch. Und dich, Tigertöter", wandte sie sich an mich und fletschte die Zähne wie ein gereizter Köter, „dich, Tigertöter, werde ich mit Tollkirschensaft umbringen, wenn du dem Zauberer ein Haar krümmst!"

Ich sagte: „Dann bereite deinen Saft schnell, Weib. Die Schale dazu bringe ich dir nächstens."

Sie machte Miene, mich anzuspringen, fauchte dann wie

eine wütende Katze und verließ hüftenwackelnd die Höhle. Die alte Frau sagte: „Eine Giftkröte!... Schlag sie tot, Tigertöter, sonst macht sie ihre Worte wahr."

„Nimm dich in Acht, Tigertöter", nuschelte mit ihrem zahnlosen Mund die Älteste. „Sie wird die beiden über dich auf dem Laufenden halten. Den Schlag übrigens..." sie wies mit dem Finger auf Urdas Kopf, „den Schlag hat nicht der Hinkende geführt. Dazu ist er zu schlapp. Das war Sirg, glaube mir."

Ich mußte zugeben, daß es etwas für sich hatte. Es muß ein furchtbarer Schlag gewesen sein, der die Schädeldecke so stark durchschlug. Unwillkürlich befühlte ich die Beule auf meinem eigenen Schädel mit der Hand. Nein, der Hinkende schlug nicht so stark zu. Sonst hätte mir die Tigerhaut nicht geholfen. Es war schon Sirg. Ich sagte:

„Aber seine Hand führte der Hinkende. Und er soll mir dafür büßen. Sirg auch. Beide." Ich probierte, ob sich Urdas Arm biegen ließ. Er war noch steif, ließ sich aber im Gelenk biegen. „Und jetzt will ich Urda begraben."

„Keine Eile", sagte die Älteste. „Nur keine Eile. Noch haben die Weiber nicht geklagt und die Männer nicht getanzt."

Eine von den Alten hob ein heiseres Geheul an, zu Häupten der Leiche hockend. Sie ließ ihr graues Haar über das Gesicht herunterhängen und heulte einen alten Sang, in den die anderen alten Weiber einfielen. Ich wußte, daß es so üblich war, und es tat mir auch wohl, wenn sie Urdas pralle Brüste und runde feste Schenkel besangen, aber ich hielt es nicht aus und ging mit meinem Speer in der Faust hinaus.

Noch mehr Weiber schlichen auf den Klang der Totenklage hin heran, huschten an mir vorbei mit scheuem Blick in die Höhle, jungen und mittleren Alters, und bald vermischten sich ihre schrillen Stimmen mit den tiefen und heiseren der Alten. Ich stand vor dem Eingang und blickte ins Tal. Noch einmal trat der harte Kloß in meine Kehle, und es war nicht

nur der Regen, der meine Augen mit einem Schleier überzog.

In der Savanne bewegte sich der Zug der schwer an großen Fleischstücken tragenden Männer. Manchmal trug der Wind Bruchstücke ihres tiefen kehligen Gesanges heran. Je zwei junge Jäger schleppten die gebogenen Stoßzähne des Mammuts, hinter ihnen keuchte unbeschwert durch Last der dicke Muir. Oben unter den Wolken kreisten Adler, Geier und Weihen und ganze Wolken von Raben und Krähen.

Ich stand da, auf den Speer gelehnt, und schaute blicklos herab. Und ich war allein. So allein wie noch nie im Leben, selbst nach dem plötzlichen Tode meiner Eltern nicht.

In der Höhle heulten und klagten die Weiber.

7.

Tior kam atemlos in die Höhle gestürzt. „Auf, Tigertöter, ich habe seine Fährte gefunden! ... Auf!"

Ich blickte von meiner Arbeit auf — ich war gerade dabei, eine neue scharfe Feuersteinspitze an meinem Speer zu befestigen. „Wo?"

Er hockte, immer noch außer Atem, neben mir nieder. „Ich bin so gerannt, um dir die Nachricht zu bringen. Beide sind sie da — auch Sirgs breite Tatze habe ich im weichen Lehm erkannt. Sie ziehen südwärts zum großen Wasser."

„Erzähle", sagte ich und schlang sorgfältig den letzten Knoten. Ich werde mich auf den Speer verlassen müssen. Ich prüfte den Sitz der Spitze und nickte. „Gut so. Erzähle, Freund."

„Der alte Mann schickte uns, Hurl und mich, zu den Rundköpfen im Gebirge, um Fleisch gegen Feuersteine zu tauschen. Der Stamm braucht wieder Feuersteine, und die Rundköpfe haben uns in diesem Sommer nicht aufgesucht. Wir gingen also los, immer auf die aufgehende Sonne zu. Du kennst den trockenen Fluß, der im Sommer trocken wird? Jetzt führt er

etwas Wasser, nicht viel, aber die Ufer sind auf zehn Schritt von der Rinne feucht und weich. Und da stießen wir auf Fährten — deutlich konnte ich den hinkenden Schritt des ... des Zauberers unterscheiden, und neben ihm den schweren Tritt von Sirg. Der schien etwas Schweres getragen zu haben, der rechte Fuß sank tiefer ein als der linke. Wohl erlegtes Wild. Ich rannte sofort zurück, um dir Bescheid zu geben. Ich dachte, du willst ..."

„Ich will", sagte ich grimmig. „Hab Dank, Freund Tior. Ich packe etwas Fleisch ein und gehe. Du gehst zu den Rundköpfen? Ich komme bis zum trockenen Fluß mit."

Wir schlugen gleich ein scharfes Tempo ein. In mir zitterte die Erwartung der Rache. Seit dem Tage, an dem der Stamm mit großem Tanz und Klagegesang der Weiber Urda in der inneren Höhle begraben hatte, durchstreifte ich Tag für Tag die Umgebung, in der vergeblichen Hoffnung, eine Spur der beiden zu entdecken. Es regnete und stürmte, manchmal froren die Pfützen zu, dann zerschnitt ich mir die Fußsohlen an den scharfen Eissplittern, manchmal fiel nasser Schnee, verklebte die Augenlider und gefror im scharfen Wind zu Eiskristallen in Bart und Haar. Aber ich pirschte weiter, ich konnte nicht anders. Doch keine Spur ließ sich finden, die beiden waren wie vom Erdboden verschwunden.

Und nun diese Nachricht! ... Ich spürte kaum die eisige Kälte des hartgefrorenen Bodens unter den Fußsohlen. In lang ausholendem Trab durchmaßen wir die eisgefesselte Savanne, während sich über uns endlos ein kaltblauer Himmel wölbte, über den von fernem Gebirge her weiße Wolkensträhne zogen. Die Sonne gleißte von ihrer Höhe herab, und bald fingen die Eiskristalle in Bart und Haar an zu tauen.

Wir rasteten kurz am frühen Nachmittag, aßen etwas Dörrfleisch und roststrote lange Rüben, die noch Urda für uns gegraben hatte, steckten jeder ein Stückchen Eis in den Mund, um den Durst zu löschen, und trabten dann weiter. Am trockenen Fluß zeigte mir Tior die Fährte. Sie war nicht

mehr frisch, das Wasser darin war zu klarem Eis gefroren. Wir suchten eine Furt, wo uns das eisige Wasser bis über die Knöchel ging, durchwateten die wenige Schritt breite Rinne und trabten schärfer weiter, um die erstarrten Füße zu erwärmen.

Nach einer Weile sagte Tior: „Freund, ich muß links ab. Kommst du mit? Auf dem Rückwege von den Rundköpfen können wir weiter pirschen. Der alte Mann wird sonst böse. Ich muß dem Hurl tragen helfen. Es ist nicht weit und ..."

„Geh nur, Freund, und hab Dank. Ich jage allein, wie ich den Reißer gejagt habe. War die Fährte frisch heute morgen?"

„Sie war frisch, und nachts hatte es nicht gefroren. Erst am Morgen, doch die Pfützen drin waren nicht gefroren."

„Dann werden sie nicht weit sein. Sirg hat schwer zu tragen. Und der Hinkende ist nur auf kurze Entfernung flink. Ich jage weiter."

„Nimm dich in Acht", riet er. „Sirg ist kräftig. Und der Hinkende ist schlau wie zehn Füchse."

„Keine Bange. Zweimal ist er mir entronnen. Diesmal nicht."

Tior trennte sich von mir und lief nach Osten, während ich nun mehr auf Deckung bedacht war und von Busch zu Busch pirschte. Sie konnten nicht allzuweit sein und durften die Verfolgung nicht vorzeitig entdecken.

Die Savanne erstreckte sich in sanften Wellen nach Süden, hie und da von Baumgruppen oder kleinen Wäldchen unterbrochen, die zuweilen in flachen Senken wucherten. Die Zweige der Büsche und Bäume hatten ihr Laub meist verloren, nur einzelne ragten dunkelgrün empor. Das Gras war gelb und braun, an manchen Stellen blutrot, purpurn und nur hie und da grün gesprenkelt, und es raschelte unter dem Fuß, als wäre es aus dünnem Eis.

Geduckt erstieg ich eine der sanften Anhöhen und legte mich auf der Kuppe glatt hin, um Umschau zu halten. Irgendwo fern im Osten ringelte sich blauer Rauch. Es konnten aber

nicht die Flüchtigen sein, es war zu weit nach Ost und anscheinend nicht gar zu weit von dem Schneegebirge, das dort den Horizont begrenzte. Vermutlich waren es Rundköpfe auf Jagd. Dorthin war ja auch Tior gelaufen.

Im Süden aber war nichts zu erblicken. Ich robbte von der Anhöhe herunter und begann in weiten Kreisen das Gelände abzusuchen. Es mußten doch irgendwo Fährten zu entdecken sein, sie sind doch nicht über die Steppe geflogen. An einer Stelle entdeckte ich niedergetretenes Gras, aber nirgends eine Bestätigung dessen, daß es die Verfolgten gewesen waren, die dort rasteten. Es konnte auch ein Pärchen Saiga-Antilopen gewesen sein, von denen ich mehrere gesehen hatte. Ich setzte bis zur Dunkelheit meine Suche fort, immer auf Dekkung und Lautlosigkeit bedacht, erlegte einen jungen Saiga-Bock, den ich in einer Senke überraschte, und schlug ihn an Ort und Stelle aus der Decke. Ein paar Streifen rohes, dampfendes Fleisch dienten als Abendmahlzeit, dazu trank ich aus der nahen Tränke klares, eiskaltes Wasser. Ich getraute mich nicht, Feuer anzumachen, weil der Rauch meine Anwesenheit verraten konnte. Die Nacht verbrachte ich auf einem der wenigen immergrünen Bäume, frierend und sehnsüchtig den Morgen erwartend. Ab und zu spähte ich durch das Blättergewirr in der Runde, aber nirgends war Licht zu sehen. Der Hinkende war bestimmt nicht dümmer als ich und hütete sich, Feuer anzumachen, zudem die Gegend zu fremden Jagdrevieren gehörte und überall Feinde lauern konnten. An den Feuern erzählten alte Männer von den kleinen braunen schwarzhaarigen Menschen, die im Süden an den Küsten des großen Wassers lebten und gefangene Feinde und eigene Greise fraßen. Sie sollten ganz große Mäuler und spitze Zähne haben wie die Hechte im Fluß, und die Brüste ihrer Weiber hingen schier bis zum Nabel herunter. Sie jagten mit kleinen leichten Speeren, die sie auf große Entfernung von einem gebogenen Stück Holz schleuderten. Aber Mann gegen Mann wären sie schwächlich und feige, dafür

aber hinterlistig. Und auf unsere Weiber wären sie scharf, erzählten die alten Männer, die mit ihnen vor langen Jahren gekämpft hatten.

Zwar herrschte zwischen unserem Stamm und den Schwarzen Friede, nachdem vor langen Jahren Gefangene und Geschenke ausgetauscht wurden und heilige Eide von den Häuptlingen geschworen wurden. Die Schwarzen waren an der Küste geblieben, und wir behielten die nördliche Savanne vom trockenen Fluß an. Aber hier begannen schon die Jagdgründe der Schwarzen, und ich wußte nicht, wie sie einen empfangen würden.

Der Morgen kam mit eisigem lichtem Nebel und leichtem, aber schneidendem Wind. Ich aß etwas Saiga-Fleisch und hielt Umschau, bevor ich von meinem luftigen Sitz herunterkletterte. Fast schien es mir, als stiege hinter der nächsten Bodenwelle feiner blauer Rauch auf. Aber der Nebel hemmte die Sicht, so licht er auch war, und als ich dann in dieser Richtung pirschte, war ich gar nicht überzeugt, auf der richtigen Fährte zu sein.

Doch dann fand ich etwas, was meine Hoffnung wieder beflügelte. In einem niedrigen Gestrüpp fand ich ziemlich frischen menschlichen Kot, notdürftige mit Erde zugeworfen. Und daneben lag die Muschel unter einem Grasbüschel, die Muschel, die mir der Hinkende im Tausch gegen Urda angeboten hatte.

Ich grinste. Jetzt war er nicht mehr weit und würde meinem Speer nicht entgehen. Während ich auf der Pirsch die jedem Jäger bekannte fieberhafte Spannung verspürte, fühlte ich nun, daß alle meine Sinne auf Mord brannten. Die Zähne fletschten sich von selbst, die Muskeln spannten sich unter der Haut, aber alle Sinne blieben dabei scharf; der Körper reagierte blitzschnell auf das geringste Geräusch, auf die geringste Bewegung in der Umgebung.

Ich duckte mich ins trockene Gras und schlich unhörbar die sich darin abzeichnende schwache Fährte entlang. Sie führte

mich zu einer ausgebrannten Feuerstelle, neben der zwei Menschen gelegen haben mußten. Die Asche war noch warm. Ich nickte.

Plötzlich erdröhnte in der Ferne etwas wie ferner Donner. Ich horchte auf. Der Donner kam hörbar näher. Und nun wußte ich, was es war. Es war eine der unzähligen Saiga-Herden — oder auch Ren-Herden, die über die Steppe brausten. Ihre Rufe dröhnten auf der hartgefrorenen Erde. Doch wenn sich eine solche Herde in diesem Tempo in Bewegung setzte, so mußte sie vor etwas oder jemand Furcht haben. Irgend etwas trieb die Herde vor sich her. Es konnten Tiere sein — große Wolfrudel oder ein Paar Reißer, Säbelzahntiger. Aber es konnten auch Menschen sein — auch wir, unser Stamm, jagten die Saiga im Frühherbst auf diese Weise, und manchmal steckten wir auch das trockene Steppengras in Brand, um das Wild in einer bestimmten Richtung — zu einem schroffen Felsabhang, von dem die Tiere dann herabstürzten, — zu treiben. Ich richtete mich vorsichtshalber auf und witterte. Nein, nach Rauch roch es nicht, und es war auch kein Rauch zu sehen. Die Wolke, die im Nordwesten über der Steppe hing, war kein Rauch, sondern Staub, der von den Hufen der zahllosen Tiere aufgewirbelt wurde.

Und nun sah ich es. Es waren freilich Saiga-Antilopen, fast ebenso hellbraun wie die Steppe, und ihre weißen Wammen leuchteten hell im Licht der soeben aufgegangenen Sonne. Und neben ihnen raste ein Wald von verästelten Geweihen — Ren-Hirsche, ebenso zahllos, bräunlich grau. Aber dahinter wuchteten hinter dem Staubschleier größere undeutliche Gestalten, deren Front ebenso breit war wie die der Rene und der Saiga. Wisente!

Und alles raste auf mich zu. Zeit, dem Ansturm auszuweichen, hatte ich nicht mehr. Ich schaute mich blitzschnell um. Die Savanne bot keine sichere Deckung. Das niedrige Gestrüpp würden die Tiere in ihrem rasenden Lauf einfach niedertrampeln. Größere Bäume gab es nicht in Reichweite.

Oder doch! Rechts von mir, in etwa zweihundert Schritt Entfernung ragte eine einsame immergrüne Platane mit mächtigem Stamm und dichter Krone. Noch bevor ich den Gedanken zu Ende gedacht hatte, setzten sich meine Beine in Bewegung.

Der Stamm war zu dick, um daran emporklettern zu können. Ich umkreiste den Baum und sah dann in höchster Not — ich konnte bereits die kleinen Dampffähnchen vor den Nüstern der heranbrausenden Tiere erkennen — einen ziemlich tief herabhängenden Ast über mir. Ich lehnte den Speer an den Stamm der Platane, rannte zum Ast und sprang. Ich glaubte, ich bin nie im Leben so hoch gesprungen wie diesmal. Ich hing an dem Ast, der sich unter meinem Gewicht senkte, zog die Beine an, arbeitete mich hoch und saß gerade keuchend vor Anstrengung rittlings darauf, als die ersten Tiere unten vorüberpreschten. Es waren vor Angst besinnungslose Hasen, die es auch hier nicht lassen konnten, ihre Haken zu schlagen, um dann unter den Hufen der dichtauffolgenden Saiga-Antilopen zu verenden, zielbewußt hastende rote Füchse, einige schakalartige Wildhunde, ein paar junge Wölfe mit untergeschlagenen Ruten. Und dann kam das Gros der Saiga-Herde, ein breiter Strom kurzer spitzer Hörner und rostbrauner Rücken. Der Strom teilte sich vor dem dicken Baum, aber einige Tiere wurden durch ihre Nachbarn an den dicken Stamm gequetscht, schrien klagend, brachen zusammen, wurden rücksichtslos niedergetrampelt.

Und dann kamen die Wisente. Der Baum unter mir erzitterte unter dem Gewicht ihrer Schritte. Rotunterlaufenen Auges und gesenkten Horns, daß der Bart am Kinn den Boden fegte, donnerten sie vorbei, Rücken an Rücken, schier von Horizont zu Horizont. Ich hörte sie keuchen und husten im Staub, der von den Antilopen aufgewirbelt wurde. Ein Kalb wurde an den Stamm gedrückt, blökte verzweifelt. Das Muttertier versuchte zu bremsen, wurde aber vom

Strom mitgetragen, während die Nachdrängenden über das gestürzte Kalb hinwegbrausten.

Und plötzlich war es vorbei. Nur noch der Staub hing in der Luft. Ich blickte nach hinten, woher die Tierherden kamen, nach Westen. Und ich sah in eiligem Lauf einige kleine dunkle Gestalten heransausen und duckte mich in das harte Laub der Platane. Es war unwahrscheinlich, daß sie mich beim Hinaufspringen gesichtet haben konnten. 'Der Staub deckte mich vor ihren Augen. Aber nun galt es vorsichtig zu sein.

Sie kamen rasch näher, zehn, mehr und noch mehr Jäger, kleine dunkelhäutige, kraushaarige Kerle mit dünnen Beinen, mit seltsamen gebogenen Waffen in der Hand und Vogelfedern im Schopf. Sie trugen nur einen kurzen Schurz vor der Scham, sonst waren sie nackt, und ich wunderte mich, daß sie bei der Kälte nicht froren. Sie beachteten den Baum nicht, auf dem ich saß, aber in seiner Nähe hob der eine von ihnen, ein kleiner Kerl mit einem riesigen Federschmuck im Haar, die Hand mit dem gebogenen Ding, und die anderen versammelten sich gehorsam um ihn herum. Er sagte etwas, was wie Hundegebell klang, und sie schienen ihn verstanden zu haben. Sie verteilten sich in breiter Front parallel zu der des fliehenden Wildes, und plötzlich hockten sie nieder und fingen an zu hantieren — ich konnte nicht sehen, was sie eigentlich machten, aber nach kurzer Zeit stieg über allen diesen kleinen Gestalten Rauch auf — und dann brannte vor ihnen die Steppe.

Sie setzten sich in einen Kreis vor dieser Feuerwand, die mit dem Wind hinter den flüchtigen Herden hereilte. Ich mußte auf meinem Ast bleiben und durfte mich nicht rühren — sie waren knapp einen Speerwurf weit von mir entfernt. Daß sie meinen Speer unten bloß nicht entdeckten! Ich peilte vorsichtig danach: da stand er noch, und rechts und links vom Stamm lagen die im Gedränge zertrampelten Tiere. Wenn die Schwarzen Hunger haben und sich Fleisch holen sollten,

dann wäre es unvermeidlich, daß sie den Speer entdeckten. Und dann würden sie den Baum untersuchen und ... Meine Hand preßte sich um den Griff meiner Schlachtaxt. Es würde einen schönen Kampf geben, und der Hinkende wäre meiner Rache entkommen.

Aber die Schwarzen kümmerten sich nicht um das zertretene Wild. Bald würden sie ja viel — viel mehr frisches Fleisch haben. Irgendwo in der Nähe war sicherlich ein Steilhang, auf den sie das Wild hintrieben.

Nach einer Weile erhoben sich die Jäger und verteilten sich wieder in zwei Haufen. Der eine suchte die Feuer- und Rauchmauer, die sie jetzt von dem Wild trennte, rechts, der andere links zu umgehen, um ein Ausbrechen der Tiere zu verhindern. Der Häuptling blieb mit ein paar Kriegern in der Mitte. Sie liefen gemächlich hinter dem Feuer her, während die beiden Haufen an den Flanken ausgriffen.

Ich lockerte meinen verkrampften Sitz und überlegte. Sirg und der Hinkende wurden sicher ebenfalls von den flüchtigen Herden überrascht. Ich traute dem Hinkenden so viel Schläue zu, daß ich überzeugt war, daß er sich nicht tottrampeln ließ. Etwas anderes war das Feuer. Es gab zwar Mittel, auch diesem zu entgehen, aber dazu brauchte man Zeit, und das Feuer bewegte sich so schnell, daß ich bezweifelte, ob selbst ein so schlauer Kerl es schaffen würde.

Auf jeden Fall mußte ich den Schwarzen folgen. Ich setzte an, mich vom Ast auf die Erde herunterzulassen, doch erst warf ich einen Blick hinter mich und blieb in meinem Versteck. Über die Steppe von Nordwesten näherte sich eine große Menschenmenge. Durch den immer noch über der Savanne hängenden Staubschleier hindurch konnte ich sehen, daß es meist Weiber waren. Einige Kinder waren dabei, sie liefen bald rechts, bald links vor dem Hauptpulk, hopsten und sprangen, wie es die Kinder überall in der Welt tun. Die Frauen aber hatten schwer zu tragen, unförmige Bündel ragten über ihren Köpfen hoch, manche schleiften ihre Last

zu zweit an zwei langen Pfählen, während die dritte sie von hinten stützte. Es war der Stamm der Schwarzen auf der Wanderung — ich hatte von den Alten am Feuer gehört, daß die Schwarzen keine dauernde Heimstätte hatten wie wir.

Blitzschnell überlegte ich, daß der Haufe bestimmt am Baum halten und sich an dem zertrampelten Wild gütlich tun würde. Dann würden die luchsäugigen Kinder meinen Speer und sicherlich auch mich entdecken. Natürlich getraute ich mir, mich durch den Haufen der Weiber durchzuschlagen, obgleich einige von ihnen kurze Speere und viele dicke Knüppel trugen. Aber es lag mir nichts an einem Krieg mit den Schwarzen. Mit ihnen hatte ich nichts zu schaffen, mein Ziel war — der Hinkende.

Ich glitt also rasch vom Ast auf die Erde, ergriff meinen Speer und rannte hinter den nicht mehr sichtbaren Jägern her, bemüht, den Baum zwischen mir und dem Haufen der Weiber zu halten. Anscheinend erspähten sie mich nicht, denn es entstand kein Geschrei hinter mir, doch ich atmete erst erleichtert auf, als ich hinter der nächsten Bodenwelle untertauchte. Weiße Grasasche stob unter meinem Fuß auf, daß ich manchmal niesen mußte. Der Boden war noch warm und weicher als vorhin, das Feuer hatte ihn aufgetaut. Vor mir verdeckte die schwarze Rauchwand den Horizont, wohl einen halben Tagesmarsch breit. Schon kreisten Geier, Raben und Adler über der schwarzen Ebene. Manchmal schoß einer der Raubvögel herab — wohl auf ein gefallenes und versengtes Stück Wild —, und dann schlossen sich ihm noch mehr an. Das Raubzeug erbte auch etwas bei einer solchen Jagd.

Ich lief den Rest des Tages fast ohne Unterbrechungen und konnte den Rauch nicht einholen. Ich schwitzte dabei, und Asche und Ruß bedeckten mich mit einer dicken Schicht. Kein Mensch würde mich wiedererkannt haben, selbst Urda nicht. Es gab mir immer einen Stich, wenn ich an Urda dachte. Aber dann zwang ich mich, an den Hinkenden und meine Rache zu denken, und dann sah ich wieder rot.

Als es dunkel wurde, erreichte ich eine bewaldete Bodensenke, über die das Feuer einen Sprung gemacht zu haben schien, denn nur die Blätter der windzugewandten Seite der Büsche und Bäume waren verschrumpelt und zum Teil verbrannt. In der Tiefe des Wäldchens war es grün geblieben — es waren fast nur immergrüne Büsche und Bäume in der Senke. Ich durchpirschte vorsichtig das Wäldchen, doch außer einigen Füchsen und Wildhunden, die vom Feuer derartig eingeschüchtert waren, daß sie sich nicht einmal vor dem Menschen fürchteten, fand ich nichts und niemand. Ich ließ sie ungeschoren. Es war nicht die Zeit für Pelzjagd. Ich suchte mir ein geschütztes Plätzchen auf einem niedrigen, aber weit mit dem Astwerk ausladenden Baum und verbrachte dort die Nacht in einer bequemen Astgabel.

Noch bevor die Sonne aufging, war ich wieder auf dem Marsch, geduckt und vorsichtig. Es war kalt und diesig, doch der Himmel oben war lichtblau. Das Gelände stieg allmählich an, die Bodenwellen wurden schroffer und höher. Nackte Felsen zeigten sich zwischen den verbrannten Stellen, die früher eine Grasnarbe trugen. Der Baumbestand wurde etwas dichter, wobei die immergrünen Pflanzen vorherrschten, allerdings halb verkohlt. Manche Bäume waren abgebrannt, einige glommen noch. Kein Wild war zu sehen, nur vorn am Horizont kreiste eine Wolke Krähen und Raben immer über einem Fleck. Dort bildete die den Horizont begrenzende Felswand einen Sattel. Durch den würden die Schwarzen die Wildherden getrieben haben. Ich mußte vorsichtig sein.

Ich schlich geduckt vorwärts, von Baum zu Baum, von Busch zu Busch. Zu langsam durfte ich nicht sein, sonst würden mich die Weiber, die ich hinter mir gelassen hatte, einholen. Aber vorn war ja auch Gefahr, und sogar eine größere.

Es war fast Mittag, und die Sonne schien ziemlich warm herunter, als ich den Sattel zwischen den Felsen erreichte. Oben legte ich mich auf den Bauch und robbte bis zur Kimme, um nach unten zu schauen. Es war, wie ich erwartet hatte.

Die Felswand fiel an dieser Stelle senkrecht hinunter, etwa zwanzig Mannslängen hoch. Und am Fuß der Felsen war ein Haufen toter und sterbender Tiere, Saiga, Ren und Wisent durcheinander. Sie waren nicht zu zählen, und zwischen ihnen hüpften geschwind und mit geschwungenen kurzen Speeren die schwarzen Jäger, stießen hier zu, schnitten da mit scharfem Steinmesser die Kehle durch und sangen, schrien und tanzten. Sie troffen von Blut und waren im Blutrausch, sie hatten sicher warmes Blut getrunken. Wir taten es ja auch bei Stammesjagden. Nun, sie fesselten meine Aufmerksamkeit nicht sonderlich. Sie gingen mich nichts an. Mich gingen der Hinkende und sein dicker Freund etwas an.

Aber von diesen war nichts zu sehen. Es war überhaupt fraglich, ob sie so weit hatten gelangen können. Das Feuer mußte sie zum Verweilen gezwungen haben. Vielleicht steckten sie noch in einer der bewaldeten und vom Feuer verschonten Senken am Rand der Savanne. Was sollte ich hier also?

Ich robbte zurück und schlug mich in die Berge, um den nachkommenden Weibern aus dem Wege zu gehen. Zwischen großen Felsbrocken versteckt ließ ich den Haufen an mir vorüberziehen. Sie schienen den Weg genau zu kennen, denn sie stiegen nicht erst zum Sattel empor, sondern bogen gleich links ab, wo es einen schmalen Abstieg ins Tal gab. Ich hörte sie unten kreischen und singen. Der Stamm feierte sein Jagdfest.

Nach dem Marsch und der Kletterei fühlte ich, daß ich müde war. Ich rollte mich zu einem Knäuel im Schutz der Felsen zusammen und schlief fast augenblicklich ein.

8.

Der Geruch von Rauch und verbranntem Fleisch weckte mich. Ich lauschte, noch bevor ich die Augen auftat. Aus der Ferne klang Gesang, eine Art Geheul für meine Ohren. Noch

war es dunkel, aber im Osten schimmerte bereits rosiger Schein über den dunklen Bergspitzen. Es war kalt, wenn auch nicht so kalt wie in unserer nördlichen Savanne.

Lautlos erhob ich mich und schlich auf den Klang des Gesanges zu. Ich kam wieder auf den Sattel zwischen Schroffen und robbte vorsichtig bis zur Kuppe. Selbst wenn die Sonne schon aufgestiegen wäre, würde man mich von unten im Schatten eines mächtigen narbigen Felsblocks nicht entdecken können.

Unten in der Ebene brannten mächtige Feuer. Um dieses Feuer herum tanzten kleine dunkle Gestalten einen rhythmischen Tanz, vorn ein Vortänzer, hinter ihm eine lange Kette der übrigen, wobei ein jeder die Bewegungen des Vortänzers wiederholte. Es sah aus, als leitete eine Hand die Tanzschritte und die Köperverrenkungen. Sie trugen ihre Waffen, die Jäger, die sie zuweilen drohend schwangen, zuweilen wie zum Stoß vorstreckten oder auch aneinander schlugen. Weiber und Kinder und alte Männer saßen außerhalb des Kreises, schlugen im Takt in die Hände und sangen — oder glaubten wohl zu singen. Der Mann mit dem großen Federschmuck auf dem Kopf saß in der Mitte auf einem gefällten Wisent, von einigen fetten und weniger fetten und auch ganz jungen Frauen umringt.

Der Anblick fesselte meine Neugierde — ich hatte Schwarze noch nie zuvor aus der Nähe gesehen, nur, wie gesagt, von Alten einiges über sie gehört. Und die hatten Recht, die alten Männer. Die Frauen, wenn sie nicht ganz jung waren, hatten tatsächlich Brüste, die ihnen auf den rundvorgewölbten Bauch herabhingen — die der jungen aber waren spitz und prall. Und ihr Haar war kurz und kraus, manche hatten Tierzähne durch die Ohrlappen gesteckt, andere die Nasenscheidewand mit einem weißen Stab durchlöchert. Die Männer waren bunt bemalt und konnten Schrecken erregen. Weiße und rote Striche durchzogen ihre dunklen Gesichter. Auch die Brust war bunt bemalt, und an den dünnen Waden trugen

sie weiße Vogelflaumbüsche, die bei jeder Bewegung flatterten.

Ich würde wahrscheinlich noch lange unter dem Felsen gelegen und geschaut haben, wenn nicht ein Geräusch irgendwo zwischen den Felsen meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Es war, als wäre ein kleiner Stein unter einem Fuß ins Rollen gekommen. Ich reckte den Hals nach rechts und links, doch konnte ich nichts sehen, obgleich es inzwischen viel heller geworden war. Die Felszacken verdeckten die Sicht.

Jetzt aber konnte ich den Berg Tierleiber erkennen, der am Fuß der Steilwand, direkt unter mir sich häufte. Nicht alle Tiere waren im Sturz umgekommen. Einige lebten und bewegten sich noch. Hin und wieder schnaufte eines von ihnen peinvoll. Die Schwarzen haben die noch lebenden Stücke nicht abgeschlachtet, um noch für längere Zeit frisches Fleisch zu haben. Sie würden sie dann abschlachten, wenn sie das Fleisch brauchten. Vielleicht war es im wärmeren Klima vernünftig — wir quälten das Wild nicht so.

Wieder rollte ein Steinchen den Hang herunter. Die Schwarzen unten waren derart von ihrem Tun beansprucht, daß sie nichts merkten. Vielleicht aber hatten sie Wachen ausgestellt und wußten, unter wessen Fuß die Steine rollten.

Vermutlich rechts von mir war der Abstieg in die Ebene. Es mußte ein ziemlich steiler Pfad gewesen sein, nach dem Klang der rollenden und springenden Steinchen zu urteilen. Von meinem Platz aber konnte ich den Abstieg nicht überblicken. Der Mann oder die Männer schienen aber nicht hinauf, sondern hinunter zu klettern.

Der Männertanz unten brach mit einem allgemeinen Geheul und Waffenaneinanderschlagen ab. Die Männer schlenderten zum Haufen der Frauen, manche schienen so müde zu sein, daß sie torkelten. Kunststück — einen ganzen Tag gejagt, gewaltige Strecken im Laufschritt zurückgelegt und nun gefressen und die ganze Nacht getanzt.

Ich dachte, daß die Feier nun zu Ende sein würde, aber nun

erhoben sich die Frauen, voran die fünf, die neben dem Häuptling gesessen hatten. Die eine von ihnen, eine noch schlanke jüngere Frau, trug ein seltsames Ding in der Hand — es war rund und flach und rings mit Tierschwänzen behangen. Allmählich hatten sich alle Frauen des Stammes den fünf Häuptlingsfrauen angeschlossen. Auch sie bildeten eine Kette, die hinter der Anführerin herschleifte und ihre Bewegungen nachahmte. Am Schluß der Kette waren noch ganz junge Mädchen mit schmalen Hüften, dünnen Beinen und nur angedeuteten Brüsten. Aber auch sie trugen irgendwelchen Schmuck — entweder Muschelketten um den Hals, wie sie auch von unseren Frauen getragen wurden, oder weiße Stäbe in Ohrmuscheln oder Nasen.

Die Anführerin schlug mit flacher Hand gegen das runde Ding, das sie mit der Linken hochhob. Es gab einen seltsamen dumpfen Klang. Und sofort setzte der Gesang ein, viel schriller als der unserer Weiber und seltsam abgehackt, als ginge den Sängerinnen von Zeit zu Zeit die Puste aus. Dazu hoben sie ruckartig die eingewinkelten Beine, stampften auf und wackelten mit dem Steiß, der bei allen rundlich und vorstehend war. Einen Schritt nach dem anderen beschrieben sie einen Kreis, drehten sich mit Trippelschritten mit dem Gesicht zur Mitte und begannen ulkige Bewegungen mit dem Bauch auszuführen, daß ich Mund und Augen aufsperrte.

Mit der Zeit wurde der Tanz immer wilder, die Weiber hopsten in die Höhe, drehten sich wie Kreisel, spreizten die Beine und wackelten mit dem runden Gesäß. Die Anführerin gab ihnen Beispiel und auf ihrem komischen tönenden Ding den Rhythmus. Und zum Schluß wälzten sie sich alle vor dem Häuptling auf der Erde, während die Krieger, die während des Tanzes mit den Handflächen den Takt schlugen, nunmehr in ein wildes Geheul ausbrachen.

Und nun geschah es. Die Sonne stand schon über der Schneedecke im Osten und überstrahlte den blutroten Schein der Riesenfeuer. Der Fuß des Steilhanges aber lag noch in

tiefblauem Schatten. Und aus diesem Schatten heraus trat eine so seltsame Gestalt ins Licht der Ebene heraus und näherte sich langsam dem Häuptling, daß ich mir die Augen reiben mußte, um mich zu überzeugen, daß es nicht ein Traum war.

Es war ein — wie soll ich es nennen? — ein überlanges Wesen, das auf Menschenbeinen ging, aber oben mit einem Renhirschkopf endete, mit einem verzweigten Geweih. Sein Rücken war von einem langabfallenden Rentierfell bedeckt, und in den Händen hielt er einen kurzen Speer und einen Büschel, wie es schien, Schlangen.

Das Geweih ... Der Hinkende hatte ja damals in der Höhle auch ein Hirschgeweih und ein Renfell getragen. Aber er war doch so klein, der Hinkende, und hatte auch nicht solch stämmige, rötlich behaarte Beine.

Der Eindruck auf die Schwarzen war noch überwältigender. Die Weiber sprangen kreischend auf und flüchteten. Die Jäger schrien, suchten nach ihren Waffen, einige folgten den Weibern. Der Häuptling aber benahm sich wie ein solcher. Er blieb auf seinem Wisent sitzen und hob nur langsam die mächtige Keule, die er neben sich liegen hatte. Auch die Vortänzerin, das Weib mit dem runden tönenden Ding, blieb neben ihm.

Das seltsame Wesen trat bis auf wenige Schritte vor den Häuptling. Das Geheul des Steppenwolfes, das Bellen des Wildhundes, das Kläffen des Rotfuchses und schließlich das heisere Brüllen des Säbeltigers kamen sicher von ihm, doch klang es hier im Freien lange nicht so schauerlich wie damals in der Höhle. Aber die schwarzen Jäger wichen sämtlich einen Schritt zurück und spähten in die Runde, als suchten sie den Ursprung der Stimmen.

Das Ungeheuer kniete nieder, und plötzlich trennte es sich in zwei Hälften. Der schlaue Hinkende war auf den Schultern des bärenstarken Sirg angeritten gekommen, und nun stand er klein und schwächlich in seinem Rentierfell vor dem Häupt-

ling, während sich Sirg den Schweiß von der Stirn wischte.

Die Schwarzen schrien durcheinander und waren offensichtlich bereit, den Betrug, der ihren Mut auf eine solche Probe gestellt hatte, zu rächen. Der Häuptling hob die Hand, schrie etwas. Die Jäger beruhigten sich, auch die Weiber begannen zurückzukehren. Anscheinend fragte der Häuptling den Mann mit dem Renfell etwas. Dieser hatte ihn wohl ebensowenig verstanden wie ich, aber er begann eine lange Geschichte zu erzählen. Und obgleich er nur mit Hand- und Körperbewegungen sprach, konnte ich von meinem ziemlich entfernten Posten fast alles verstehen. Er zeigte weit ausholend nach Norden, dann auf die Sonne und dann wieder etwa in Kniehöhe, als wollte er sagen, daß dort, wo er herkommt, die Sonne nicht so hoch über dem Horizont aufsteigt — was übrigens gelogen war, denn so weit nördlich jagte unser Stamm ja nicht. Dann bedeutete er, daß er auf Wolken geritten käme, um dem Stamm die reiche Beute zu bescheren — er wies erst hinauf, dann auf den Haufen erlegten Wildes, schlug sich vor die Brust und streckte dem Häuptling beide Handflächen hin, als schenke er ihm etwas.

Er wies auf seinen Gefährten, und ich sah, daß er Sirgs Muskelkraft pries und ihn mit dem toten Wisent verglich, auf dem der Häuptling thronte. Allmählich war der ganze Stamm um die beiden versammelt und bildete einen dichten Ring um sie, doch dies schien den Hinkenden nicht zu stören, als wäre er sicher, daß ihm nichts geschehen würde. Kleine Jungen zupften allmählich an seinem Renfell, aber er beachtete es nicht und setzte seine Rede der Gesten fort. Er wies wiederholt nach Norden, dann auf das tote und sterbende Wild unter dem Felshang, als wollte er sagen, daß es im Norden noch mehr davon gebe. Dann zeichnete er mit den Händen eine Frauengestalt in der Luft, ergriff Sirgs Haar, wies darauf und auf die Sonne — Sirgs rote Mähne leuchtete tatsächlich wie Sonnenstrahlen — und wiederholte die die Umrisse des Frauenkörpers nachzeichnenden Handbewegun-

gen. Er deutete auf die straffen runden Busen und die runden Hüften unserer Frauen, schnalzte mit der Zunge und klatschte in die Hände.

Seine Schilderung von dem Wildreichtum des Nordens schien den Häuptling wenig zu interessieren. Er wies mit der Fußspitze auf den Berg Beutefleisch und sagte etwas unverkennbar Abweisendes. Aber als der Hinkende die Frauen unseres Stammes schilderte, beugte sich der Dicke vor und leckte die Lippen. Er winkte Sirg näherzutreten. Doch es bedurfte erst eines Rippenstoßes vom Hinkenden, um Sirg in Bewegung zu setzen. Er trat schwer und täppisch vor. Der Häuptling griff mit dunklen Fingern nach seinem Kopfhaar und fragte den Hinkenden etwas. Doch Sirg wehrte die Handbewegung ziemlich unwirsch ab, so daß der Schwarze seine Keule ergriff und zu einem Schlag ausholte. Im nächsten Augenblick rollte er unter Sirgs wuchtigem Faustschlag von seinem „Thron" hintenüber. Sirg hatte die Keule in den Händen, ein Schlag über das Knie, und das dicke Holz barst in zwei Teile. Der Riese warf sie auf den Boden und kehrte langsam zu seinem Gefährten zurück. Der schien lebhaft und halblaut auf ihn einzureden, doch Sirg bewegte nur den Kopf wie ein störrischer Wisentstier und hob seinen Speer auf, den er hatte fallen lassen, bevor er vor den Häuptling trat.

Die Schwarzen waren zuerst erstarrt, doch nun summte der Stamm wie ein Schwarm zorniger Bienen. Ich sah mehrere gebogene Waffen gegen die Fremden gerichtet und begann zu befürchten, daß die Schwarzen mir zuvorkommen würden. Doch plötzlich begann die Frau an der Seite des Häuptlings, die Vortänzerin von vorhin, zu lachen. Sie klatschte sich auf die Schenkel und lachte schallend, und allmählich fiel alles in ihr Gelächter ein. Selbst der Häuptling, der hinter dem Wisent wieder hervorkam, mußte mitlachen. Und ich dachte, daß es wieder ein Weib wäre, das dem Hinkenden das Leben gerettet hatte.

Ich mußte überlegen, was da zu tun war. Natürlich hätte

ich einfach herunterklettern und vor die Schwarzen treten können. Aber wie sollte ich ihnen klar machen, daß der Hinkende ein Betrüger und Frauenmörder war? Ich traute mir nicht zu, den Fremden mit Gesten klarzumachen, was ich wollte. Ich blieb also unruhig und unschlüssig liegen und beobachtete weiter. Ich war mir nicht klar, ob der Hinkende davon eine Ahnung hatte, daß ich ihm gefolgt war. Zutrauen konnte man es dem schlauen Fuchs schon. Aber dann dachte ich, daß er oder Sirg mich dann bestimmt im Schlaf überfallen hätten. Nein, er wußte nichts davon. Und ich beschloß, weiter zu beobachten und einen günstigen Augenblick abzuwarten, bis ich mit dem Mörder von Urda meine Rechnung begleichen konnte.

Ich sah, daß es dem Hinkenden gelungen war, den Häuptling zu seinen Gunsten zu stimmen. Als die Schwarzen zu schmausen begannen, saßen er und Sirg zwar etwas abseits von den Kriegern, aber in der Nähe des Häuptlings. Und dann sah ich wieder, welche Macht Alf über die Weiber hatte. Die schlanke Vortänzerin nahm vom Spieß einige große, saftige Stücke Fleisch, legte sie auf ein großes Blatt und brachte sie den beiden. An ihrem girrenden Lachen und an dem herausfordernden Wackeln ihrer runden Hinterpartie sah ich, daß sie bereits angebissen hatte. Der Hinkende machte ein paar seltsame Handbewegungen, während Sirg das Fleisch annahm; die Frau gurrte wie eine Wildtaube und ging zögernd und in den Hüften wiegend zu ihrem Gebieter zurück. Ob der nicht eifersüchtig würde? Fast befürchtete ich es, denn Alf gehörte mir, und keiner sollte mir zuvorkommen.

Im übrigen verspürte ich Hunger. Ich hatte kein Fleisch mehr bei mir. Ich mußte jagen. Ich durfte es auch, denn die Schwarzen würden noch lange schmausen und dann mit vollen Bäuchen schlafen. Ich hatte also Zeit.

Ich kroch zurück und stieg den Hang an der Nordseite der Felsbarriere hinab in die Ebene. Zwar war das Gras verbrannt und in der Nähe wohl auch kein Wild. Aber irgend-

wo würde sich doch sicher entweder ein Hamster oder ein Hase oder sonst etwas finden. Tatsächlich entdeckte ich unweit des Felshanges ein paar Hamsterbaue und setzte mich vor einem davon auf die Lauer. Die anderen Ausgänge hatte ich vorsichtshalber mit Steinen verstopft. Nach einer Weile erschien im schwarzen Loch die rosa Nase und die weiße Wamme des Tierchens. Es sicherte und witterte und bewegte dabei ulkig die Schnauze. Ich wartete, bis das Tier halb aus dem Bau heraus war, dann stieß ich zu. Etwas geschämt habe ich mich doch, als ich die Beute abzog. Hamsterjagd war ja Kindersache und eines erwachsenen Jägers unwürdig.

Ich ging mit dem abgezogenen Balg zur nächsten Senke und suchte mir mit Bedacht trockene Zweige, mit denen ich ein Feuerchen anmachte, weil sie keinen Rauch abgaben. Ich briet den Hamster und verspeiste ihn mit Heißhunger. Ich hätte noch mehr davon essen können.

Gerade wollte ich auf meinen Beobachtungsposten zurück, als ein Laut mich auf der Stelle erstarren ließ. Es war bestimmt ein menschlicher Fuß, der im abgefallenen und halb verkohlten Laub raschelte. Ich duckte mich neben dem bereits erloschenen Feuer, den Speer in der Hand, und wartete.

Den Hang entlang kam eine schmale, leichte, braune Gestalt. Ein sehr junges Mädchen offenbar, rank wie eine Weide und zutraulich wie ein Antilopenkitz. Sie hatte einen Tonkrug in der Hand, anders als die, die ich kannte, und sie trällerte etwas vor sich hin. Wenn sie so weiter ging, würde sie in etwa zehn Schritt von mir vorübergehen und mich vielleicht nicht sehen.

Doch sie erblickte mich, als sie vielleicht zwanzig Schritt von mir entfernt war. Sie erstarrte und ließ den Krug auf die Erde gleiten. Ich blieb hocken und bewegte mich nicht. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Das Natürliche wäre, sie mit einem wohlgezielten Speerwurf niederzustrecken, bevor sie mit ihrem Geschrei den sicher in der Nähe befindlichen Anhang auf mich aufmerksam machen konnte. Aber es wider-

strebte mir, ein so junges Weib zu töten. Ich blickte sie an und rührte mich nicht.

Es vergingen einige Atemzüge, und wir blickten uns gegenseitig an. Dann sah ich den Schrecken aus ihrem Gesicht weichen, und dann lachte sie mich mit weißen Zähnen an, lautlos und freundlich. Sie war braun, hatte aber ein längliches Gesicht und nicht solche wulstigen Lippen wie die Weiber der Schwarzen hinter den Felsen. War sie eine von den Schwarzen da unten? Auch sie war vollständig nackt bis auf die Muschelkette um den Hals, und ihre kleinen Brüste ragten herausfordernd vor. Auch ihre Hüften waren schmal wie bei einem Knaben und die Beine schlank, fast zu schlank in den Waden. Aber ihre Hautfarbe war eher goldbraun als schmutziggrau wie bei den anderen Weibern, und die Nase nicht flach und breit, sondern leicht geschwungen.

Ich grinste wohl zurück, denn ihr Lächeln wurde breiter. Sie zwitscherte etwas Unverständliches, hob ihren Tonkrug auf und wies mit der Hand in die Tiefe der Senke, wo eine kleine Quelle gurgelte. Ich nickte, und sie schritt, in den Hüften wiegend und leichtfüßig hinunter, bücke sich und schöpfte den Krug voll. Dann setzte sie ihn auf den Kopf, indem sie ihn mit der einen Hand stützte, und kam direkt auf mich zu.

Ich schaute sie von unten herauf an, als sie vor mir stand und lächelte. Sie setzte den Krug auf der Erde ab, machte einen Finger mit der Zunge naß und fuhr mir damit über das Gesicht. Und dann zeigte sie mir mit fröhlichem Lachen den Finger: er war schwarz. Ich hatte wohl beim Lauf über die verbrannte Ebene allerhand Ruß und Asche abgekriegt. Ich wurde wütend. Wie kam dieses schwarze Mädchen dazu, mich zu verulken? Aber sie lachte nur, und ich mußte wider Willen mitlachen. Dann stand ich auf, ging zur Quelle und wusch mich. Nicht nur das Gesicht, sondern auch den Körper, nachdem ich meine Felle abgeworfen hatte. Und ich spürte, wie sie mir den Rücken mit Wasser abrieb und dabei irgend etwas ununterbrochen plapperte. Ich verstand natürlich kein Wort,

mußte aber lachen, als sie ihren dünnen braunen Arm neben den meinen hielt. Meine Haut war viel heller als ihre. Und es überlief mich heiß, als sie mir mit weichen Fingern über Schulter und Oberarm strich.

Ich sah, wie sich ihre Lippen wölbten und die Knospen der Brüste voll wurden. Ich wußte, was es bedeutete, ich kannte es von Urda.

Und dieser Gedanke kühlte ab. Ich sah Urda lang ausgestreckt, reglos und kalt vor mir liegen und hatte kein Gefühl mehr für die schlanke Kleine an meiner Seite. Ich machte mich sacht frei und ging zu meinem Speer, den ich unverantwortlicherweise dort hatte liegen lassen, wo ich vor dem Waschen gesessen. Ich hätte es nicht tun dürfen. Nicht umsonst lehrten die Alten, ein Mann soll sich nie weiter als einen Schritt von seinen Waffen entfernen.

Plötzlich war die Luft voll von faustgroßen Steinen, die wie von einem Windstoß auf mich zugeweht wurden, etwas schlug hart gegen meine linke Schulter, und dann schien mein Kopf in einem Sprühregen von Funken zu zerplatze. Und dann wurde es schwarz um mich.

9.

Ich kam zu mir, tauchte aus einem Meer von Nichts und Finsternis auf, und dieses Erwachen war peinvoll. Ich fühlte, daß etwas meine Fußgelenke hart umspannte, und daß ich mit ziemlicher Geschwindigkeit über den Boden rücklings geschleift wurde. Mein Hinterkopf schien bersten zu wollen, und es waren wohl nicht nur die harten Stöße gegen Unebenheiten des Bodens, Steine und abgefallene Äste, die mir weh taten. Der Schmerz saß nicht außen, sondern innen unter der Schädeldecke, und ich fühlte eine Übelkeit wie einmal, als ich in der Höhle zuviel Rauch eingeatmet hatte. Der Rücken brannte, da der scharfe Steinsand, die Dornen und die harten

Gräser die Haut ziemlich abgeschabt hatten. Das linke Auge war verklebt oder ausgeschlagen, jedenfalls sah es nicht, und auch das rechte konnte ich nur mit Mühe aufhalten.

Aber dieses eine Auge sah genug, daß ich allmählich die Situation begriff. Zwei kleine, klobige, vornübergebeugte, vom Kopf bis zu den Füßen rotbehaarte Geschöpfe hielten mit Krallenhänden meine Fußgelenke umfaßt und galoppierten voran, daß ich den von ihren breiten Plattfüßen aufgewirbelten Sand an meinem Körper spürte. Sie sahen nicht um — sie waren wohl davon überzeugt, daß ich tot war. Vor uns lief noch solch eine stämmige Gestalt, die das anscheinend leblose braune Mädchen über die Schulter geworfen trug, und ihr Kopf und Arme hingen kraftlos herab, während ein dünnes rotes Blutrinnsal an einem der Arme entlang zu Boden tropfte. Andere kleine rotbehaarte Gestalten hasteten weiter vorn, ich sah ihre gewölbten Rücken und langen Arme und kurzen O-Beine mit großen nach innen gekehrten Plattfüßen.

Noch im dumpfen Staunen über das Vorgefallene zählte ich die Feinde. Es war ein Dutzend davon vor mir, und ich konnte nicht sehen, ob uns noch welche folgten. Allmählich wurde es doch etwas klarer in meinem Kopf, und ich wußte, was vorgefallen war.

Die roten Waldschratten, die zwar mit Steinen und Keulen umgehen, aber nicht sprechen konnten, hatten wir bei uns in der Savanne bereits seit langen Jahren ausgerottet. Sie waren in alten Tagen *die* Feinde von uns gewesen, Feinde, die heimtückisch unsere Weiber stahlen, um ihre Lust an ihnen zu befriedigen und sie dann zu verzehren. Auch Kinder raubten sie, wenn sie auch sich seltener an Männer herantrauten, und dann nur rudelweise gegen einzelne. Sie saßen in Baumkronen versteckt, beobachteten unser Tun und äfften es nach, ohne zu verstehen, wozu es gut war. Sie lernten von uns, Steine als Waffen zu gebrauchen, obgleich die Bearbeitung dieser Steine ihnen immer unverständlich blieb. Ja, sie

guckten uns ab, daß man sich am Feuer wärmen kann und gewöhnten sich daran, die vom Blitz in Brand gesteckten Bäume als Wärmequellen zu benutzen. Aber dieses Feuer zu hüten, das lernten sie nie, wenn sie mit ihren Fackeln manchmal die Savanne oder den Busch leichtsinnig und sinnlos in Brand steckten. Insofern waren sie keine Tiere, denn diese fürchten das Feuer, und auch keine Menschen, denn sie hatten, wie gesagt, keine Sprache und auch keine Vernunft.

Wie ich schon sagte, bei uns im Norden waren die roten Waldschratten schon seit Beginn der wärmeren Jahre, seit das Eis der Berge zurückgegangen war, ziemlich ausgerottet. Nur in den Urwäldern weiter nördlich und östlich sollten einzelne Sippen hausen, die uns Menschen ängstlich aus dem Wege gingen. Aber der Haß blieb, ein gegenseitiger Haß, der kein Erbarmen und keinen Frieden oder Waffenstillstand kannte. Wir Menschen töteten die Waldschratten, wenn wir sie trafen, und sie töteten uns, wenn sie stark genug waren. Wir fraßen sie allerdings nicht, es sei, es herrschte großer Hunger. Sie aber verspeisten alle Menschen, die in ihre Hände fielen, und derjenige konnte von Glück reden, der als Leiche Beute der Waldschratten wurde. Wir haßten sie, weil sie uns ähnlich aussahen, nur so überaus häßlich und unwürdig lächerlich. Und sie haßten uns wohl, weil sie gern so werden wollten wie wir, und es nicht konnten.

Hier im Süden schienen sie zahlreicher zu sein. Und ich wußte, welches Ende uns beiden, dem braunen Mädchen und mir, bevorstand. Sie hatte ja Glück, schien tot zu sein. Ich aber würde den Haß der Waldschratten auskosten müssen.

Noch einer von den Rotbehaarten holte uns ein. Er schleppte meinen langen Speer hinter sich und trug auf der Schulter meinen Schulterbeutel und die Felle, die ich vor dem Waschen abgelegt hatte. Zum Glück blickte er mich nicht an, sonst hätte er wohl bemerkt, daß ich wenigstens mit einem Auge sehen konnte und nicht tot war. Als er meine beiden Schlepper vorn überholte, grunzte er etwas Unartikuliertes.

Ich hob etwas den schmerzenden Kopf und versuchte zu sehen, ob hinter mir noch Schratten waren. So weit ich sehen konnte, war die Luft hinter mir rein.

Ich mußte handeln. Lebendig durften sie mich nicht kriegen. Die Alten erzählten, daß die Waldschratten ihre Gefangenen bei lebendigem Leibe in Stücke zu reißen pflegten, so daß diese noch sehen konnten, wie sie Stück für Stück aufgefressen wurden. Sie brachen ihnen einzeln die Knochen, um das noch warme Mark auszusaugen. Und zum Schluß zertrümmerten sie ihnen die Schädeldecke, um das noch nicht erkaltete Hirn zu fressen. Ich hatte keine Lust, das alles lebendig zu erleben. Lieber sollten sie mich vorher totschlagen wie dieses braune Mädchen dort.

In diesem Augenblick sah ich aber, daß sie ihren Kopf wendete und mich anblickte. Lächelte sie, oder schien es mir so? Gleich, ich mußte handeln.

Mit den Händen schleifte ich am Boden, in der Hoffnung, einen oder noch besser zwei handliche Steine zu ergreifen. Einen faßten meine Finger ziemlich schnell, ein anderer ließ sich nicht gleich greifen. Inzwischen wurde ich über vorjähriges Laub durch dichtes Dorngestrüpp und Unterholzgestrüpp geschleift, und ich fragte mich, wieviel Haut ich wohl noch am Rücken behalten würde. Dann wurde der Boden feucht, die Plattfüße meiner Schlepper quatschten im Wasser, dessen Kühle meinem zerschundenen Körper wohl tat, doch dann tauchte mein Kopf unter und ich fürchtete, daß ich ertrinken würde, bevor wir wieder trockenes Land erreichen sollten. Ich hob den Kopf krampfhaft, und es gelang mir, die Lungen voll Luft zu pumpen, bevor ich wieder und tiefer untertauchte. Immerhin drohte ich zu ersticken, als ich wieder Licht sah und Luft spürte. Es war nur eine schmale und seichte Wasserrinne, die wir überquert hatten. Meine beiden Feinde ließen meine Fußgelenke los und wischten sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Noch drehten sie mir den Rücken zu, und ich nutzte den Augenblick aus.

Die beiden Schratten fuhren entsetzt herum, als ich plötzlich auf den Beinen stand. Ganz sicher stand ich nicht, und alles drehte sich vor meinen Augen. Ich legte all meinen Lebenswillen in den Schlag, mit dem ich mit dem aufgegriffenen Stein den Schädel des einen zertrümmerte. Der Schratt sackte zusammen, während der andere ein heiseres Gezeter von sich gab und zu einem Sprung ansetzte. So schleuderte ihn mein zweiter Schlag zwar zu Boden, aber er lebte noch, und ich warf mich mit der ganzen Urtage-Wut auf ihn und schlug blind und mit aller Macht mehrfach zu, bis auch er still war und sich nicht regte.

Ich mußte erst Luft holen und verschnaufen, bevor ich mich aufrichtete. Alles war still. Die Schratten waren wohl schon einige Schritte voraus und hatten von dem Überfall nichts bemerkt. Ich stand auf und sicherte. Die Luft war voll von dem widerlichen Körpergeruch der Waldschratten, der die Haare der Menschen sich sträuben läßt. Ich fühlte eine unersättliche Mordlust, die keinen anderen Gedanken aufkommen ließ. Ich blickte um mich, sah einen handlichen schweren Baumast liegen und ergriff ihn mit triumphierendem Grunzen. Und dann setzte ich den Schratten nach, die zwischen dem Unterholz verschwunden waren.

Ihre Fährte war nicht schwer zu verfolgen. Sie hatten sich nicht die Mühe gemacht, sie unsichtbar zu machen, fühlten sich sicher in diesem Dickicht, wohin die Schwarzen sich wohl nicht hineinwagten. Nun, ich wagte mich hinein, ich, Naal, Sohn des Agr, der Reißertöter, der Besieger des behaarten Alten.

Doch so viel Überlegung behielt ich noch, um meinen Fuß vorsichtig und lautlos zu setzen. So kam ich auf den letzten Waldschratt herab wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel. Er ahnte nichts, als er starb, doch mein aufgelesener Ast ging dabei in Stücke. Aber nun hatte ich doch meinen guten Speer, meine Schlachtaxt und — meinen Fellbeutel. Hastig machte ich diesen auf, zog die Kopfhaut des Alten Reißers heraus

und setzte sie auf meinen immer noch schmerzenden Schädel. Dann bewaffnete ich mich und setzte die Verfolgung fort. Dem Dutzend Waldschratten fühlte ich mich gewachsen, obgleich sie mit ihren langen Armen die Steine zielsicher zu schleudern verstanden.

Sie mußten ziemlich weit vorn sein, denn ich hörte nichts von ihnen. So rannte ich, so schnell ich konnte, und war selber am meisten überrascht, als ich plötzlich in einer Waldlichtung stand, auf der die Schratten ahnungslos lagerten.

Das heißt, sie standen in einem dichten Haufen, schnatterten aufgeregt und fletschten einander ihre starken, weißen Zähne, als würden sie im nächsten Augenblick alle miteinander in die Haare geraten. Es war ein seltsamer und widerlicher Anblick, diese Versammlung von haarigen menschenähnlichen Wesen, deren rotes Haupt- und Körperhaar sich sträubte, und deren kleine Augen rot unterlaufen waren. Ihr Geruch brachte mich in Raserei. Ich glaube, ich habe gebrüllt wie ein Tiger, als ich sie ansprang und mein Speer den ersten Schratt zu Boden streckte. Ich verlor keine Zeit, die Waffe aus seinem sich krümmenden Körper zu ziehen, sondern schwang den Hammer und wütete weiter.

Dunkel konnte ich mich später erinnern an die entsetzten Augen der Halbmenschen, an ihr ängstliches Quicken und an das dumpfe Krachen der Schädelknochen unter dem Steinhammer. Schließlich stand ich allein aufrecht in der Lichtung mitten zwischen vielen sich krümmenden oder reglosen Körpern, und der scharfe Geruch der Schratten vermischte sich mit den Ausdünstungen ihres Blutes. Allmählich lichteten sich die roten Nebel des Blutrausches in meinem Kopf. Dafür schmerzte dieser wieder. Ich ließ den Hammer sinken und zählte die Körper meiner Feinde. Es waren sieben. Fünf waren also entflohen. Nun, sie kommen nicht so schnell wieder. Ich wischte mir den Schweiß aus den Augen und merkte, daß ich wieder mit beiden sehen konnte. Das andere war wohl nur mit Blut aus meiner Kopfwunde verklebt gewesen.

Ich suchte meinen Speer, und dann erinnerte ich mich an das braune Mädchen von vorhin. Sie war wohl doch tot, denn in dem Haufen der getöteten Feinde rührte sich nichts mehr. Ich klärte die Kehle und begann den Siegesang anzustimmen und den Siegestanz zu tanzen, wie es Brauch war in unserem Stamm.

Doch plötzlich blieb ich stehen und hob den Speer zum Stoß. Der Leichenhaufe begann sich zu regen, dann zeigte sich ein dünner brauner Arm, der von einem der Toten zu stammen schien. Sie lebte also doch! Ich sprang hinzu, wälzte die stinkenden haarigen Kadaver zur Seite. Ein Lächeln dankte mir, und dann erhob sie sich, zerschunden, blutbeschmiert, aber lebendig.

Ich grinste erfreut, dann setzte ich meinen Tanz fort, schwerfällig und feierlich, wie es bei uns in der Nordsavanne üblich war. Sie blickte mich ohne zu lachen an und strich mit geschmeidiger Handbewegung ihr schwarzes Haar glatt. Es war nicht kraus wie bei den Schwarzen und nicht so leicht wie das unserer Frauen, sondern eher strähnig, aber nicht häßlich.

Ihr Anblick störte mich etwas in meinem Tun. Ich brach den Tanz bald ab und grinste sie ermutigend an. Sie lächelte schwach zurück und sagte etwas in ihrer unverständlichen zwitschernden Sprache. Sie wies auf ihre Brust und sagte: „Ona." Das war wohl ihr Name. Ich antwortete, indem ich gleichfalls mit dem Finger auf meine Brust zeigte: „Naal." Ich wollte hinzufügen: „Tigertöter", aber dann dachte ich, daß sie es doch nicht verstehen würde. Dafür zeigte ich auf die Hauer des alten Reißers, die mein Gesicht säumten, und dann wieder auf meine Brust. Sie begriff, nickte eifrig und sprach wieder schnell und, wie mir schien, achtungsvoll, indem sie auf den Haufen der Besiegten wies. Sie zählte die Toten, zeigte mir dann fünf Finger und winkte zum Wald, wo die Überlebenden wohl verschwunden waren. Ich nickte. Sie hatte Recht. Wir durften nicht länger hier bleiben. Die

Entflohenen würden sicher den Rest des Stammes auf uns hetzen. Wir mußten fort.

Ona machte eine weisende Handbewegung und winkte mir dann, ich sollte folgen. Ich nickte wieder. Vermutlich jagte ihr Stamm irgendwo in der Nähe. Zu den Schwarzen gehörte sie sicherlich nicht.

Sie ging voran, etwas schwankend, denn auch sie schien verwundet zu sein, aber biegsam wie eine Gerte. Ich folgte ihr, immer noch von üblen Kopfschmerzen geplagt, ab und zu sichernd und lauschend. Doch es rührte sich nichts im Walde, nur irgendwelche Vögel zirpten und piepten oben in den Zweigen. Bei uns waren in dieser Jahreszeit nur noch Rabenvögel vielerlei Art, etliche Meisen und des Federwild — Wildhühner aller Art — übrig geblieben. Die anderen waren nach Süden gezogen.

Sie führte mich sicher, als wäre ihr der Weg gut bekannt, aus dem Wald und dem Dschungelgürtel am Rande ins Gebirge. Der Weg stieg ziemlich schroff an, wand sich zwischen immergrün dickblätterigen Büschen und gekrümmten und zerzausten Bergbäumen. Hie und da lagen große Felsbrocken, nackt und hell, wie Schädel riesengroßer Urtiere. Kleine graue Hasen bevölkerten den Hang, und ich erinnerte mich, daß ich etwas essen müßte. Aber das Mädchen stiegt unermüdlich weiter, und ich mochte nicht zurückbleiben und jagen.

Oben am Hang begann ein Wald von Nadelbäumen. Es roch nach Harz. Der Boden war dicht mit abgefallenen Nadeln bedeckt, der Fuß trat weich und lautlos. In einiger Entfernung überquerte ein großer Braunbär den Wildwechsel, den das Mädchen benutzte. Er witterte mißtrauisch uns entgegen, trottete aber weiter, als wären wir einer näheren Aufmerksamkeit nicht wert. Auch das Mädchen Ona verlangsamte nicht den Schritt, als wüßte sie, daß ihr das Tier nichts tun würde.

Nach einer Weile versperrte uns grünes Unterholz den Weg, doch Ona tauchte unbedenklich in das Dickicht hinein.

Ich folgte etwas vorsichtiger. Allerlei Raubzeug pflegte in solchen Dickichten am Tage Deckung zu suchen, Großkatzen, Wölfe, Bären, Luchse. Ich hielt die Ohren steif und den Speer stoßbereit, doch plötzlich standen wir auf einer schmalen langgezogenen grünen Wiese, an deren Saum helle grüne Wasser eines großen Bergsees plätscherten. Ona wandte sich um und zeigte ihre weißen Zähne. Sie sagte etwas, doch ich konnte nur die Achsel zucken. Sie winkte mit der Hand nach dem Wasser, dann lief sie leichtfüßig über die Wiese zum Ufer, watete einige Schritte hinein und warf sich dann wie ein Fisch der Länge nach hin. Ich fürchtete, daß sie untergehen würde. Bei uns in der Savanne gab es keine Gewässer dieser Art, und die Kunst, sich an der Oberfläche des Wassers zu halten, war bei uns unbekannt. Wohl wußten wir, daß Enten und Gänse auf dem Wasser, die Fische im Wasser schwimmen können, daß sogar Tiere Gewässer schwimmend überqueren. Aber daß auch der Mensch es kann, das wußten wir nicht, und ich war ehrlich besorgt, als Onas Kopf unter Wasser verschwand. Ich lief ins Wasser hinein, doch der Grund senkte sich schroff, und ich konnte das Mädchen nicht erreichen. Plötzlich erschien ihr Kopf wieder an der Oberfläche, sie prustete und lachte und winkte mir zu, ich sollte zu ihr kommen. Es war wie Zauberei, und ich schämte mich gewaltig, daß ich es ihr nicht nachmachen konnte. Für einen Mann ist es immer beschämend, wenn ihm eine Frau in etwas über ist. Sie kam zu mir, und ich sah im klaren Wasser, daß sie mit Armen und Beinen rhythmische Bewegungen machte, die sie wohl über Wasser hielten und vorwärts brachten. Ich wiegte bewundernd den Kopf. Es war eine Kunst, weiter nichts, und wohl auch ich würde sie erlernen. Ich grinste, wohl etwas verlegen, bevor ich ans Ufer zurückkehrte. Ich legte dort die Felle und den Speer ab, nachdem ich die Umgebung mit den Blicken genau abgesucht hatte. Es schien keine Gefahr zu drohen. Immerhin beschloß ich, den Hammer an einem Riemen um den Hals zu behalten. Doch als ich wieder zu Ona

kam, die am Rand des seichten Wassers auf mich wartete, schüttelte sie den Kopf, zeigte auf die schwere Steinaxt und dann auf das Ufer. Ich sollte sie ablegen. Doch ein Mann darf sich von seinen Waffen nicht trennen. Das war Gesetz, und am Morgen wäre ich beinahe zur Strafe für die Übertretung dieses Gesetzes gestorben. Ich sagte ihr das, und sie schien es verstanden zu haben, denn sie nickte, aber sie wies mit einer umfassenden Bewegung auf den See und die Ufer und redete mir beruhigend zu. Anscheinend war sie sicher, daß hier keine Gefahren auf uns warteten.

Ich zuckte die Achsel und legte den Hammer in das seichte Wasser am Ufer. Dann folgte ich dem Mädchen in das tiefere Wasser. Plötzlich rutschte der Boden unter meinem Fuß ab, ich griff mit den Händen ins Leere und hatte eine gewaltige Menge eiskalten Wassers geschluckt, bevor ich wieder auftauchte. Ich wollte Onas Bewegungen nachahmen, aber ich hatte es restlos vergessen, wie sie es getan hatte. Ich paddelte wie ein ersaufender junger Hund im Wasser herum und fühlte, daß ich es nicht lange machen würde. Vor allem schluckte ich immer mehr Wasser. Onas Gesicht war erstaunt und ungläubig. Anscheinend konnte sie es sich nicht vorstellen, daß es einen erwachsenen Mann geben könnte, der sich nicht auf dem Wasser zu halten verstand. Sie glitt an meine Seite, sprach zwitschernd auf mich ein und machte mir die nötigen Bewegungen vor. Ihre Nähe beruhigte mich etwas. Ich versuchte, Onas Armbewegungen nachzumachen, und siehe da, es ging. Ich konnte mich plötzlich auf dem Wasser halten und kam sogar vom Fleck, nicht so schnell und gewandt wie das Mädchen, aber immerhin.

Doch es wurde kalt. Das Wasser war eiskalt, und es war auch nicht Sommer. Ona sah, daß ich zitterte, und wies auf das Ufer. Wir schwammen zurück. Draußen fror ich erst recht, als der Wind um meinen nassen Körper strich. Ona wusch mit behutsamen Fingern meine Kopfwunde aus. Sie zeigte mir mit den Fingern, wie groß sie war. Aber die

Wunde war schon verharscht und blutete nicht mehr. Sie schmerzte nicht mehr so stark, und auch das allgemeine Schädelbrummen war besser geworden. Dafür brannte der zerschundene Rücken wie Nesseln. Da war wohl kein Stückchen Haut heil geblieben. Vorsichtig wusch das Mädchen auch meinen schmerzenden Rücken und sagte etwas, was ich natürlich nicht verstand. Aber schon der Tonfall tat wohl, und ich grinste dankbar zurück.

Sie brachte meine Felle, und ich schlug das zottige Wolfsfell dicht um Rücken und Schultern. Fast augenblicklich wurde es mir warm. Lachend setzte sich das Mädchen die Kopfhaut des Reißers auf den Kopf und verschwand fast ganz darunter. Sie sah gar nicht furchterregend darin aus, sondern so, daß ich lachen mußte. Sie nahm den Kopfschmuck ab und setzte ihn mir auf. Mit einem Mienenspiel, der Schrecken und Bewunderung ausdrücken sollte, versuchte sie den Eindruck, den ich mit dem Tigerfell machte, auszudrücken. Dann reichte sie mir meine Waffen und erhob sich.

Wieder schritt sie mir voran die grüne Uferwiese entlang. Eine dichtbewaldete Landzunge sprang in den See und versperrte die Sicht. Ona schlug die Richtung durch den Wald ein, und nach einer Weile standen wir wieder am Seeufer, nachdem wir die Landzunge überschritten hatten. Und nun sah ich etwas, was mir den Atem benahm.

10.

Vor uns lag still und nur hie und da vom Windhauch gekräuselt die schier unübersehbare Fläche des Sees. Am fernen Horizont geisterten in einem Silbernebelschleier hohe Schneeberge. Doch das war nicht das, was meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es waren seltsame Gebilde, die vom morastigen Seeufer weit in das klare Wasser hineinragten, Gebilde, die anscheinend von Menschenhand angefertigt waren und auf

dicken Baumstrünken ruhten, die eine Mannslänge aus dem Wasser ragten. Auf diesen Pfählen lagen breite ebene Flächen, in deren Mitte diese befremdlichen Gebilde standen, oben nach beiden Seiten schräg abgedacht, und daraus quollen ruhige blaugraue Rauchsäulen. Von diesen Gebilden führten zum Ufer schmale Stege, ebenfalls auf Pfählen.

Wir im Norden lebten seit den Urtagen in Höhlen, die uns vor der Winterkälte, vor Schnee und Regen schützten und sichere Zuflucht vor wilden Tieren boten. In Urtagen teilten die Menschen diese Höhlen mit den riesigen Höhlenbären, die an sich gutmütige Geschöpfe waren und niemand etwas taten, der ihnen nichts tat. Aber die Höhlenbären waren allmählich ausgestorben oder wurden von ihren menschlichen Höhlengenossen umgebracht. Die Höhlen waren uns geblieben, und wenn der Stamm zahlreicher wurde, dann wurden eben neue Höhlen gegraben. Die Bodenverhältnisse erschwerten diese Arbeit nicht besonders.

Hier aber war etwas anderes. Die Menschen hier fanden die Sicherheit im Wasser. Sie machten sich künstliche Höhlen aus Weidengeflecht und Lehm, und im Falle einer Gefahr brauchten nur die schmalen Verbindungsstege zum Ufer abgebrochen zu werden. Ich mußte die Klugheit dieser Menschen bewundern, als ich das alles näher kennen lernte. Und ich lernte viel Neues kennen in den nächsten Tagen und Wochen.

Zuerst aber stand ich mit offenem Munde und starrte auf die seltsamen Gebilde über dem Wasser, auf die vielen in der Entfernung winzigen Menschen, die auf den Plätzen vor den Gebilden wimmelten, auf die hohlen Baumstrünke, in denen Menschen über den See fuhren.

Ona lächelte mich an, zeigte auf die Siedlung und dann auf sich, und ich begriff, daß es ihre Heimat war.

Einige solcher hohlen Baumstämme näherten sich jetzt unserem Ufer. Anscheinend hatten die darin sitzenden Männer uns erspäht. Ich faßte den Schaft des Speeres fester, doch Ona legte ihre schmale Hand beruhigend auf meinen Arm. Es

schien mir, daß sie das Wort „Freunde" sagte. Ich war nicht ganz zuversichtlich, aber ich wartete äußerlich ruhig.

Von einer Art Schaufeln durch die Männer getrieben, schossen die hohlen Bäume auf uns zu. Das Wasser schäumte an ihren zugespitzten vorderen Enden. Dann saßen sie im Uferschlamm fest, die Männer — es waren je vier Männer in jedem Gefährt — sprangen heraus, zogen ihr Fahrzeug auf das Trockene und liefen dann, Speere schwingend und schreiend auf uns zu. An ihren Gesichtern sah ich, daß sie eigentlich nichts Feindseliges im Schilde führten. Sie lachten und schrien: „Ona! ... Ona! ..." Sie freuten sich offensichtlich, das junge Mädchen wieder zu sehen. Es waren lauter junge Männer, schwarzhaarig und goldbraun von Hautfarbe, zierlich gebaut wie das Mädchen an meiner Seite, keine Gegner im Zweikampf, obgleich flink und leichtfüßig. Manche hatten schwarzen Flaum an Kinn und Oberlippe, andere schon einen richtigen, dichten schwarzen Bart. Aber ihre Körper waren unbehaart und glänzten wie die kleinen Kinder.

Ihre Waffen waren kurze Speere, von denen sie gleich einnige in der Hand hatten, doch länger und gerader.

Anscheinend jetzt erst erkannten sie, daß ich ein Fremder war. Sie blieben einige Schritte vor uns stehen, und ihre Augen waren wachsam und mißtrauisch. Ona lächelte, trat einige Schritte vor und erzählte eine lange Geschichte. Aus ihren Gesten konnte ich verstehen, daß sie von dem Überfall der Waldschratten und von meinen Heldentaten erzählte. Die Männer schwangen wieder die Speere, schlugen sie gegeneinander und riefen etwas, indem sie mich mit allen ihren weißen Zähnen anlächelten. Ich grinste zurück und hob den Speer mit mit der Spitze nach oben, um meine friedlichen Absichten kundzutun.

Sie luden uns ein, einzusteigen. Ich hatte einige Bedenken — die ausgehöhlten Baumstämme sahen nicht sehr stabil aus, und ich war wohl der schwerste unter den Männern. Aber ich verbarg meine Besorgnis und folgte dem Mädchen Ona

in eines der Fahrzeuge, wobei dieses, wie ich befürchtet, unter meinem Fuß beinahe gekentert wäre. Doch wir gelangten sicher zu den Stegen, von denen eine schmale Sprossenleiter zum Wasser führte. Es sah alles so zerbrechlich aus, aber es trug mich, und endlich stand ich auf dem Platz vor der künstlichen Höhle. Der Boden bestand aus glatten, langen Rundhölzern, die unter meinem Gewicht etwas federten, aber doch hielten. Es roch stark nach Fisch und allerlei Unrat, der im seichten Wasser unter dem Steg schwamm. Große, widerliche Ratten wühlten schwimmend darin, quickten und zankten sich einander, aber die Menschen schienen auf diese ekelhafte Nachbarschaft nicht zu achten. Sie waren wohl daran gewöhnt, wie wir an das Ungeziefer gewöhnt waren, das unsere Höhlen mit uns teilte.

Wir wurden von einem Haufen Frauen jeden Alters, Kindern und Männern umringt. Eine breithüftige Frau umarmte das Mädchen Ona, und ich dachte, daß es ihre Mutter sein müßte, so ähnlich sahen sie einander. Ein breitschultriger und schmalhüftiger, schwarzbärtiger Mann riß das Mädchen aus den Armen der Mutter und preßte sie an seine Brust, der Vater, wie ich richtig vermutete. Mich gafften Kinder und Erwachsene wie ein Meerwunder an, blieben aber in einer geziemenden Entfernung von mir, vermutlich, weil die Tigerhaut auf dem Kopf ihnen Respekt einflößte. Alle schrien und sprachen miteinander, daß ich an die Abendunterhaltungen der Nebelkrähen und Dohlen denken mußte.

Wieder mußte das Mädchen Ona ihre Geschichte erzählen, und die jungen Männer, die uns gebracht hatten, ergänzten ihre Schilderungen, als wären sie selbst dabei gewesen. Ich stand auf den Speer gelehnt da, als ginge mich die ganze Geschichte gar nichts an, innerlich aber tat mir die offenkundige Bewunderung der schwarzhaarigen Menge wohl. Der Breitschultrige trat auf mich zu, umarmte mich und drückte mir seinen Bart an die Schulter — höher reichte er nicht. Auch er roch nach Fisch, und ich mochte den Geruch nicht — und

jetzt wußte ich, was mich gestört hatte, als das Mädchen Ona dicht vor mir gestanden hatte und sich ihre Lippen erwartungsvoll wölbten: es war dieser Fischgeruch, der wohl dem ganzen Volk der Seebewohner anhaftete.

Wir wurden in eine künstliche Höhle geführt, auf deren Lehmboden Felle gelegt waren. In der Mitte des Raumes brannte ein Feuer, das eine uralte hakennasige Frau zu unterhalten schien. Über dem Feuer brutzelte am Spieß ein großes Stück Fleisch und erinnerte mich daran, daß ich Hunger hatte. An der Decke hingen in langen Reihen aufgespießt getrocknete Fische. Einige Kinder knabberten an solchen Dörrfischen, das ganze Gesicht mit Fett beschmiert. Mit großen braunen Augen musterten sie den Fremden und seine Waffen, flüsterten einander ein paar Worte zu, um sofort hinter dem Rücken der Erwachsenen zu verschwinden, wenn mein Blick sie traf.

Durch ein offenes viereckiges Loch in der Wand kamen immer neue Menschen herein, um die Neuigkeiten zu hören, und im Raum stand dauernd ein Gesumm wie in einem Bienenstock vor dem Schwärmen. Ich wurde von allen begafft und war anscheinend Gegenstand vieler Gespräche, Mutmaßungen und Lobesworten. Vielleicht war es ein Glück, daß ich kein Wort verstand, doch damals kam ich mir entsetzlich dumm vor. Da das Tigerfell besondere Aufmerksamkeit der Seebewohner erregte, legte ich es ab und hängte es über die Speerspitze in der Ecke des Raumes. Aber mein helles Haar erregte nicht minder das Interesse des Seevolkes. Frauen und Männer beschauten es aus der Nähe, einige befühlten es sogar, als wollten sie sich vergewissern, daß es echt war. Mir wurde es auf die Dauer lästig, und das Mädchen Ona bemerkte es wohl. Sie trat zu mir, setzte sich neben mich auf die Felle des Bodenbelags und wehrte lachend aber energisch die Neugier ihrer Stammesgenossen ab.

Schließlich rief uns ihre Mutter zum Mahl. Der Vater zückte aus einer Lederscheide ein Messer — kein Feuersteinmesser, wie ich eins hatte, sondern ein breites und langes,

graubraun glänzendes Messer, das aus einem härteren Material zu sein schien, und schnitt von dem bruzelnden Stück Fleisch große und dicke Stücke ab. Das erste reichte er mir und sagte etwas, was wie ein Segensspruch klang. Ich antwortete mit dem bei uns üblichen Dank und nahm das heiße Stück von seiner Messerschneide. Die Mutter reichte mir einen kleinen Teebecher mit weißlicher, säuerlich riechender Flüssigkeit — später erfuhr ich, daß es vergorene Kuhmilch war — die erfrischend schmeckte. Und dann gab sie mir einen ovalen, ziemlich trockenen Fladen, auf den ich nach Onas Anweisung das Fleisch, an dem ich mir fast die Finger verbrannte, legen sollte. An diesem Tage aß ich zum erstenmal Brot.

Das Mahl war so reichlich, daß die ganze Gesellschaft satt wurde. Die Familie bestand aus der uralten Frau, den beiden Eltern und sechs Kindern verschiedenen Alters, von denen ein junger Mann, der uns in dem ausgehöhlten Baumstamm entgegengekommen war, der älteste war, dann kam das Mädchen Ona und noch zwei kleinere Mädchen und zwei Knaben. Aber außer ihnen saßen auch Gäste am Tisch, ein alter Mann mit dichtem, weißem Kopfhaar und noch schwarzem Bart, vor dessen Brust ein gebogenes, gelbbraun schimmerndes Messer an einem Riemen baumelte, ein anderer Mann, der überlaut lachte und noch viel mehr sprach als alle anderen zusammen. Es wurde überhaupt an diesem Abend mehr gesprochen als in einer unserer Sippen während eines Jahres.

Die beiden Gäste gingen rülpsend und offensichtlich befriedigt gleich nach dem Essen fort. Die breithüftige Hausfrau schleppte von irgendwo einen Arm voll Fellen heran und warf sie auf den Boden. Der Hausherr breitete ein paar gleich neben dem Feuer auf dem Boden aus und streckte sich darauf. Die alte Großmutter war schon verschwunden. Die Kinder zankten sich eine Weile um ihre Felle, dann lagen auch sie an der Wand. Der junge Mann erhob sich, grinste mir und Ona freundlich zu und verschwand draußen. Ona lachte und bedeutete mir, hinauszugehen.

Wir setzten uns am Rand des Vorplatzes hin und ließen die Beine über dem Wasser baumeln. Über dem See stand hoch der Vollmond, und eine breite goldene Straße lief unter ihm zu unserem Ufer. Von einem der Häuser klang trauriger, sehnsüchtiger und eintöniger Gesang. An dem Ufer kläfften Wildhunde, im Wasser plätscherten Ratten. Ab und zu strich lautlos ein großer Nachtvogel über unseren Köpfen vorüber. Es roch nach Fisch und Unrat, sonst war es herrlich: warm, mondhell und ruhig.

Ona seufzte hörbar. Ich schielte zu ihr. Der Mondschein glänzte auf ihrer bronzenen Haut. Ihre Lippen waren halb geöffnet, und man konnte das Schimmern ihrer Zähne dazwischen ahnen. Sie blickte zu mir auf, seufzte wieder und schwieg. Aber ich fühlte, wie sich ihre Schulter an die meine lehnte, warm und glatt. Dann nahm sie leise meine Hand, legte meinen Arm um ihre Hüfte und meine Handfläche auf ihre spitze, zitternde Brust ...

So begann mein Leben bei dem Seevolk, das nicht lange währte, aber glücklich war und mir eine Unmenge neuer Kenntnisse und Erlebnisse schenkte. Daß das Mädchen Ona mein Weib wurde, war allgemein anerkannt, und die Hochzeit wurde mit einem großen Gelage gefeiert, wir wurden beide von allen Gästen abgeküßt, umarmt und beglückwünscht — inzwischen hatte ich schon ein paar Worte ihrer Sprache von meiner kleinen Lehrmeisterin gelernt und konnte die Glückwünsche brauchgemäß beantworten. Wir bekamen viele Geschenke; das schönste war das von meinem Schwiegervater — ein langes, blinkendes Messer aus einem mir unbekannten Material, das wie Gift schnitt und wunderbar mit dem Horngriff in der Hand lag. Nach unserem Brauch legte ich meine schwere Kampfaxt, als wir schlafen gingen, neben Ona, zum Zeichen, daß auch sie wehrhaft sei.

Ich lernte schnell die zwitschernde Sprache des Seevolkes und auch einige ihrer Lieder, die einem das Blut in Wallung zu bringen vermochten. Ich lernte Holz bearbeiten mit mei-

nem Bronzemesser, mit dem langen Bogen und schlanken Pfeilen schießen. Ich lernte in den schlanken Einbäumen paddeln und besser schwimmen, als nach dem ersten Unterricht von Ona. Es wunderte mich bald nicht mehr, daß die Weiber des Stammes jeden Morgen auf die Uferwiese gingen und die kleinen struppigen rotweißen Kühe melkten — bei uns lebten ja auch Rinder in der Savanne, aber wild und ungezähmt, und das Ur, das männliche Urrind, galt als ein noch gefährlicheres Wild als der Wisent. Auch daß das Seevolk den Wildhund gezähmt hatte und ihn als Helfer bei der Jagd benutzte, kam mir bald nicht mehr absonderlich vor. An das Verspeisen von rohen, frisch gefangenen Fischen oder von Dörrfischen gewöhnte ich mich auch ziemlich schnell, und der Geruch von Tran in der Wassersiedlung störte mich bald überhaupt nicht mehr.

Bei dem alten Mann mit dem gebogenen Messer vor der Brust, dem ich an meinem ersten Abend beim Seevolk begegnet war, lernte ich den Umgang mit Erz — zwar hütete er sein Geheimnis vor den Stammesgenossen sorgsam, aber mir verriet er es, und ich lernte, in einem Meiler draußen am Ufer Erz zu schmelzen und daraus handliche Klingen zu schmieden. Nur waren mir die beim Seevolk gängigen Klingen zu leicht und zu kurz, und so schmiedete ich für meine Faust eine gut anderthalb Ellen lange und breite, die besser zu mir paßte. Der Meister schüttelte den Kopf, lobte aber die Arbeit, meine Erstlingsarbeit. Er lehrte mich auch, das Erz aufzuspüren und zu graben — an einem mittleren Gebirgszug in der Nähe gab es beide Arten von Erz, das man für die Schwerter und Messer brauchte.

Im Fluge vergingen die Tage, und mein Schwiegervater sprach davon, uns, Ona und mir, ein besonderes Haus zu bauen — seit Onas Leib sich vorwölbte und Nachkommenschaft versprach. Aber es sollte nicht so weit kommen; mein Glück nahm so rasch und jäh ein Ende, wie es begann.

Das Merkwürdige war, daß in mir jede Erinnerung an

Urda und den Hinkenden und an meine alte Heimat in der Savanne geschwunden war. Ich war wie ein neuer und unbeschwerter Mann, der sich in dem lauten, schwatzhaften, im Grunde gutmütigen und lustigen Stamm wohl fühlte. Ich bemalte die lehmbestrichenen Wände meines schwiegerelterlichen Hauses mit bunten Bildern von Wisenenten und Rentieren, von Wildpferden und Säbelzahntigern, Bären und Antilopen, und die Seemenschen konnten sich nicht genug wundern; sie schnatterten stundenlang davor und betrachteten mich fast so ehrfürchtig wie unsere Weiber und Jäger den Hinkenden betrachteten. Und ich freute mich und bemalte auf Wunsch der Hausherren auch andere Häuser entsprechend. Nur Menschen ließen sie mich nicht malen, sagten, es wäre böser Zauber. Ich wunderte mich darüber, denn es liefen beim Stamm kleine aus Horn und Knochen geschnitzte Statuetten, meist von schlanken schwangeren Frauen, um, die angeblich den Weibern Fruchtbarkeit verhießen. Auch Ona bekam von ihrer Mutter ein solches Figürchen und trug es ständig bei sich.

Es war wohl das viele Neue, das ich erlebte, und die Liebe zu Ona, die wie ein Rausch über mich kam, die mich das alte Leben vergessen ließen, auch meinen Racheschwur, obgleich ich doch wissen mußte, daß ein Eid nicht gebrochen werden durfte. Und es mußte erst etwas besonderes kommen, das mich an meinen Schwur und an all das Alte erinnerte.

Und es kam.

Eines Tages begleitete ich die Jungmannschaft des Stammes auf einem Beutezug in die Ebene im Westen. Bei den Weibern des Seevolkes herrschte damals eine Vorliebe für gelbbraune Saigafelle, und Saiga-Antilopen kamen im Bergland nicht vor. Die Macht der Weiber im Stamm war so groß, daß der Männerrat beschloß, einen Trupp eigens auf diese Jagd auszusenden. Da ich die Saiga und deren Gewohnheiten aus langer Praxis kannte, wurde mir die Führung des Trupps übertragen. Die jungen Männer fügten sich der

Führung eines Fremden widerspruchslos, denn sie erkannten wohl meine körperliche Überlegenheit und größere Erfahrung. Unsere jungen Männer würden sich bestimmt nicht so fügsam anstellen.

Wir marschierten also eines Morgens noch vor Sonnenaufgang ab, überquerten den Urwaldgürtel, der das Vorgebirge von der Hochebene trennte, ohne irgendwelche Abenteuer und waren am späten Nachmittag des nächsten Tages in der Steppe angelangt. Es war heißer Sommertag und die Luft war drückend, obgleich die Sonne schon ziemlich niedrig stand.

An einer Quelle rasteten wir für die Nacht. Da wir ein paar schakalartige zahme Hunde bei uns hatten, stellten wir keine Wachen auf.

Mitten in der Nacht wurden wir durch wütendes Hundegebell geweckt. Wir fuhren auf und griffen zu den Waffen. Es war keine Großkatze, die die Hunde in Raserei versetzte, denn dann würden sie bei den Menschen Schutz suchen. Steppenwölfe jagten nicht in Rudeln im Sommer, und ein einzelner Wolf würde vor so viel Hunden das Weite gesucht haben. Es konnte also nur ein oder mehrere Menschen sein, die in der Nähe herumschlichen.

Unser Feuer war unter der dicken Ascheschicht unsichtbar. Wir lagerten in einer von niedrigem Gebüsch umgebenen Senke. Sehen konnte uns also niemand, auch wenn er Luchsaugen hätte. Möglich war allerdings, daß der schwache Geruch der Feuerstelle gewittert werden konnte. Wir mußten erkunden.

Ich hieß die Männer sich ducken und horchen und glitt in der Dunkelheit auf das Hundegebell zu. Die Tiere gebärdeten sich wie rasend. Es schien, als griffen sie jemanden an, der sich wehrte, aber nicht vom Fleck wich. Manchmal jaulte eines der Tiere auf, als wäre es von einem Schlag getroffen. Ich robbte stetig heran, Ohr und Auge bis zur Grenze des Möglichen anspannend. Aber die Hunde hatten eine gute Tarnfarbe, sie waren graubraun und im Dunkeln unsichtbar. Sie

griffen das unsichtbare Etwas noch wütender an, als sie mich witterten. Plötzlich jaulte einer von ihnen schmerzlich auf. Ein anderer stieß gegen mich, als er zurück sprang. Ich erhob mich, das lange breite Messer in der Hand und sprang mitten in das Gewühl der Hunde.

Etwas dunkles, dunkleres als die Umgebung, zeichnete sich gegen den Himmel ab. Ein Mensch. Er schlug um sich, um die Hunde abzuwehren. Ich holte zu einem Schlag aus — und da hörte ich einen Fluch in meiner eigenen Sprache und konnte den Hieb noch aufhalten. Ich fragte leise: „Wer da?"

Der Unbekannte schlug noch einmal auf die Hunde los und sagte: „So hilf mir doch, Freund! Schlag die Viecher tot!"

Die Stimme kam mir bekannt vor. Ich fragte: „Wer bist du?" und trieb mit flachen Hieben der Klinge die Hunde auseinander. Sie sprangen in einem weiten Kreis um uns herum und kläfften wie besessen. Der Fremde sagte:

„Tior, Sohn des Ing, aus der nördlichen Savanne."

„Tior!" rief ich, und plötzlich wurde mir alles offenbar. Ich sah wieder die tote Urda vor mir liegen und den Hinkenden seinen betrügerischen Tanz in der Höhle tanzen. Ich sah die Reihe der Feuer vor den Höhleneingängen und hörte den schrillen Gesang der Weiber. Ich ließ das Schwert sinken und fragte: „Wie kommst du hierher, Freund? Ich bin Naal, der Reißertöter."

Ich hörte einen komischen Laut, als verschlüge es dem Tior den Atem. Dann setzte er sich auf den Boden und stöhnte. „Sie haben mich doch erwischt. Ich fürchte, ich kann nicht mehr stehen, Freund ... Aber daß du lebst! Wir haben schon Totenfeiern für dich abgehalten. Der Hinkende sagte, er hätte dich verzaubert und umgebracht. Du wärst jetzt ein roter Waldschratt. Bist du einer? ... Wo bist du gewesen? Warum hast du den Hinkenden nicht erschlagen?" Er stöhnte wieder. Er mußte Schmerzen haben. Ich fragte:

„Bist du verletzt? Kannst du gehen? Unser Lager ist ganz in der Nähe." Ich scheuchte die kläffenden Hunde, die sich

wieder herantrauten, zurück und beugte mich über den Freund. Im Dunkeln konnte ich nur erkennen, daß sein linkes Bein unförmig angeschwollen war. Es war also wohl keine frische Wunde, die er hatte.

„Die Spitze des Pfeils steckt noch drin", sagte er durch die Zähne. „Die feigen Schakale! ... Aber ich bin ihnen doch entwischt."

„Wem?" fragte ich ungeduldig.

"Den Schwarzen. Der Hinkende führte sie gegen uns. Sie haben die meisten Männer erschlagen, auch die alten Weiber. Die jungen schleppten sie mit. Auch mich haben sie mit Riemen gebunden und mitgeschleppt. Und Uir und Anga und Sarn. Die drei sind aber tot. Unterwegs noch umgekommen. Ich aber bin entwichen. Noch bevor wir die Felsberge erreicht hatten. Sie schoßen Pfeile nach mir, trafen mich auch, aber ich rannte weiter. Vier Tage jagten sie mich wie eine angeschossene Saiga. Einen habe ich mit einem Stein erlegen können." Er knirschte mit den Zähnen in ohnmächtiger Wut.

„Sind es viele, die hinter dir her sind?" fragte ich.

„Was weiß ich! Ein Dutzend wird es wohl sein. Ich habe sie nicht zählen können."

Ich mußte meine Leute warnen. Ein Dutzend Schwarze mit ihren Bogen waren für uns eine überlegene Streitmacht. Wir waren nur sieben; mit Tior, der aber nicht für voll gelten konnte, acht. Ich sagte: „Komm, ich führe dich ins Lager. Steh auf."

Er stöhnte, als ich ihm aufstehen half. „Wer sind deine Leute? Wo bist du die ganzen Monate gewesen?"

„Später. Komm jetzt." Langsam führte ich den hinkenden Freund zum Lager zurück. Die Hunde folgten uns, immer noch bellend. Die Männer erhoben sich uns entgegen. Ich sagte in ihrer Sprache: „Ein Freund. Er ist verletzt. Feinde sind in der Nähe, Schwarze. Wohl ein Dutzend. Wir müssen aufpassen."

„Die Schwarzen jagen nicht nachts", sagte Onas Bruder Adi. „Ist dein Freund krank?"

Ich erklärte kurz die Sachlage. Einer der Jungen blies das Feuer an. Beim schwachen Lichtschein untersuchten wir Tiors verletztes Bein. Es sah gefährlich aus, blaurot und dick wie ein Baumstamm. In der Mitte der Schwellung war der Einschuß zu sehen. Die Stein- oder Knochenspitze des Pfeils mußte tief im Fleisch stecken. Sie mußte heraus, soviel wußte ich. Ich bat Adi um sein handliches, leichtes Messer — mein Schwert war dafür zu schwer und zu breit.

„Beiß die Zähne zusammen, Freund", sagte ich zu Tior. Er fragte:

„Was willst du? Schneiden? Ist es nicht zu spät? Das Bein brennt wie im Feuer. Ich werde bald sterben müssen."

„Vielleicht", fragte ich aufrichtig. „Aber ich will versuchen, die Spitze herauszuschneiden." Ich bat die jungen Männer, Tior zu halten, dann stach ich mit dem scharfen Messer zu. Tior zischte einen greulichen Fluch, dann wurde er in den Händen der Jungen weich und schlapp. Ich fand mit der Messerspitze das Stück Stein und zog es nicht ohne Mühe heraus. Erst kam kein Blut aus der Wunde, dann aber stinkender Eiter, dann braune dicke Blutkrümel, und endlich floß rotes flüssiges Blut. Reichlich, vielleicht zu reichlich, aber ich konnte dem nicht helfen. Ich richtete mich auf, sagte zu den Männern: „Damit ist er vier Tage rumgelaufen. Ich glaube, er wird es überleben."

Adi riet: „Du mußt das Bein abbinden, sonst verblutet er. So." Er schlang oberhalb der Wunde einen Riemen um das verletzte Bein und zog ihn fest zu. Tior stöhnte und öffnete die Augen.

„Reißertöter, bist du noch da? Ich war wohl tot, und du hast mich wiedererweckt?"

Ich lachte: „Ich bin nicht der Hinkende. Einen Toten kann man nicht wiedererwecken. Morgen wirst du wieder laufen

können. Und müssen. Denn wir müssen heim, um Verstärkung zu holen."

Tior streckte sich lang aus und schloß die Augen. An seiner Stirn glänzte der Schweiß. Die jungen Männer sagten: „Was machen wir jetzt? Sie sind zu viele. Wir müssen zurück."

Ich fragte: „Getraut sich einer von euch, sich bis zum See durchzuschlagen und Verstärkung zu holen? Wir müssen die Schwarzen vertreiben. Oder töten."

Die Männer schwiegen. Ich sah, daß sie von der Aussicht auf den Kampf nicht begeistert waren. Ich wunderte mich: unsere jungen Männer freuten sich immer auf einen Kampf. Nach einer Weile sagte Adi zögernd:

„Müssen wir sie angreifen? ... Uns haben sie nichts getan. Und dir ja auch nicht, da du doch jetzt unser bist. Vielleicht ist es besser, wir ziehen uns zurück. Wenn die Schwarzen uns angreifen sollten, schlagen wir sie zurück. Aber der Stamm wird bestimmt nicht gegen sie ziehen, solange sie ihn in Ruhe lassen ... Ich weiß nicht, ich bin ein junger Mann noch ... aber mir scheint, die Alten würden so handeln."

Ich unterdrückte ein Aufbrausen. Solches Rechnen und Abwägen lag mir nicht. Ich schwieg eine Weile, dann zwang ich mich, ruhig zu sprechen. „Ich habe eine Rechnung mit den Schwarzen. Sie haben meinen Stamm ausgerottet. Sie haben unsere Weiber entführt. Und mein Feind, gegen den ich Rache geschworen, heilige Eide, versteht ihr, dieser mein Feind ist mit ihnen und führt sie."

Sie schwiegen. Adi sagte: „Es ist dann dein Krieg, und nicht der Krieg des Seevolkes. Der Klan macht da nicht mit, Naal, Bruder."

„Dann kehrt alle heim zum See. Ich bleibe, bis ich meinen Schwur gehalten habe", brauste ich auf. „Sagt den Alten und meinem Weib, Naal ist den Schwarzen auf der Fährte geblieben, um seinen Stamm zu rächen. Solange der Hinkende, mein Feind, lebt, hat kein Volk im Lande Ruhe. Er wird

die Schwarzen gegen euch führen. Er wird eure Weiber stehlen, die Kinder und die Greise erschlagen lassen."

Einer der jungen Männer seufzte und sagte: „Wir werden kämpfen, wenn wir angegriffen werden. Sie werden nicht in den See hinein können. Aber so ... Adi hat Recht, Naal. Du bist unser Bruder. Aber das ist dein Krieg, nicht unserer, Naal, Du mußt das verstehen."

Ich schlug mit der Faust auf den Oberschenkel. Und schwieg. Ich wollte sie nicht beleidigen, aber ich hielt sie für feige. Damals, als Ona und ich nach unserer Befreiung von den Waldschratten in die Siedlung kamen, hatte ich mich gewundert, daß die Seebewohner nicht auszogen, um den Rest der Schratten auszurotten und Rache zu nehmen. Jetzt verstand ich es. Das Seevolk war kein Kämpfervolk.

Ich schwieg. Mir war es klar, daß ich dableiben mußte. Natürlich waren meine Chancen gering, aber Eid war Eid. Wortlos legte ich mich ins Gras und tat, als wollte ich schlafen. Auch die Männer streckten sich aus, nachdem sie das Feuer wieder mit Asche zugedeckt hatten. Die Hunde schwiegen. Vom blauschwarzen Himmel blinzelten hart und fern unzählige Sterne. In der Ferne heulte ein Schakal, eine Hyäne fiel mit ihrem irrsinnigen Gelächter ein. Die Hunde kläfften kurz auf, beruhigten sich wieder.

Ich dachte nach, wurde ruhiger. Ich wunderte mich, daß der Gedanke an Ona mir jetzt so fern, so halbvergessen erschien. Dagegen war mir die tote Urda viel gegenwärtiger und näher. Als hätte ich von dem Seevolk, von den Pfahlbauten im See, von Onas schlanker Gestalt und hingebender Leidenschaft nur geträumt.

Dafür war mir der Hinkende wieder nahe. Meine Zähne knirschten, wenn ich ihn mir vorstellte in seiner abenteuerlichen Verkleidung mit dem Rengeweih. Die Macht des Eides erwachte in mir. Wahrscheinlich würde ich den Schwur doch nicht halten können, wahrscheinlich würden mich die Schwarzen umbringen, bevor ich meine Rache genommen.

Aber es war kein Ausweg. Ich hatte geschworen und mußte danach handeln. Ob Onas Sohn, in diesem friedliebenden Stamm zur Welt gekommen und aufgewachsen, mich jemals würde rächen können — und wollen?

Allmählich verwirrten sich meine Gedanken, und ich schlief ein. Morgens weckten mich die Männer. Tior lag auf dem Rücken und atmete ruhig und tief. Er schlief fest, endlich in relativer Sicherheit, nicht gezwungen, auf das leiseste Geräusch zu achten. Ich beschaute mir sein Bein. Die Schwellung war zurückgegangen, die Haut hatte wieder ihre normale Färbung. Die Wundränder des Einschnittes waren verschorft. Ich bückte mich und schnupperte. Die Wunde roch nicht mehr. Er wird durchkommen. Aber was sollte ich mit ihm anfangen? Ihn zum See hinschicken? Aber was sollte er dort? Und er würde die jungen Männer auf ihrem Marsch nur aufhalten. Für mich würde er auch nur ein Hindernis sein.

Aber es war bei uns nicht üblich, einen Freund im Stich zu lassen. Ich mußte ihn also mitnehmen.

Adi sagte: „Brechen wir auf? Die Sonne ist bald da. Wir müssen bis Mittag spätestens im Wald sein." Seine Augen waren die eines Hundes, der sich bewußt war, etwas ausgefressen zu haben. Ich war ruhig nach der kurzen Nacht geworden. Ich sagte freundlich:

„Führe du die Männer zurück. Ich bleibe mit meinem Freund hier. Ich muß meinen Schwur halten."

„Und denkst du nicht an Ona?" fragte er schüchtern.

„Sie wird nicht einen Eidbrüchigen zum Mann haben wollen", sagte ich einfach. „Ich könnte weder ihr, noch meinem Sohn, wenn er demnächst geboren wird, in die Augen sehen, wenn ich fliehen würde. Sag ihr alles. Die Geschichte kennt sie schon, ich habe sie ihr erzählt. Sag ihr, daß ich meinen Schwur halten muß. Habe ich Rache geübt, dann kehre ich zu ihr zurück. Aber wahrscheinlicher ist es, daß die Schwarzen mich töten. Immerhin, ich wäre dann meines Eides ledig."

„Aber wenn du weißt, daß die Schwarzen dich töten, warum gehst du trotzdem? ..." fragte er, und ich sah, daß er mich nicht verstand. Ich sagte mit kurzem Lachen:

„Jedes Volk hat seine Gesetze, Bruder. Das ist unser Gesetz. Geht jetzt. Oder vielleicht ..." Ein Gedanke kam mir: ich brauchte mich ja nicht direkt den Schwarzen auszuliefern. Ich durfte mir so viel Sicherheit verschaffen, wie es möglich war. Ich sagte: „Nehmt uns mit bis zum Waldrand. Dort werden wir, mein Freund und ich, uns solange verstecken, bis er geheilt und wieder kampffähig ist. Ich weiß nicht, ob er schon gehen kann."

Ich weckte Tior, der erst verständnislos um sich blickte und nur allmählich begriff, wo er war. Er musterte verwundert die schlanken nackten Gestalten der jungen Männer, ihre leichte Bewaffnung und das Blitzen ihrer Zähne beim bereitwilligen Lachen.

„Kannst du gehen, Freund?" fragte ich besorgt. Tior nickte.

„Ich will's versuchen. Wohin geht die Reise? Weit werde ich wohl nicht laufen können."

Ich wies auf den in der Ferne dunkelnden Waldrand. „Bis zum Waldrand. Dort werden wir beide uns verstecken, bis du wieder gesund bist. Und dann holen wir uns den Hinkenden."

„Und diese Männer hier?"

„Sie meinen, es wäre mein Krieg und nicht ihrer. Sie kehren zum Seevolk zurück."

Wir aßen schnell etwas trockenen Fisch und Brotfladen — Tior biß erst zaghaft zu, dann aber kaute er mit beiden Backen. Auf der Flucht hatte er von Fledermäusen und dergleichen gelebt, und das war keine Nahrung für einen kräftigen Jäger. Die jungen Männer hielten Ausschau. Aber die weite Ebene schien menschenleer. Vielleicht haben die Schwarzen die Verfolgung aufgegeben und sind zu ihrem Stamm zurückgekehrt.

Wir brachen auf. Ich stützte Tior beim Gehen, er lahmte

stark und biß die Zähne aufeinander, um ein Stöhnen zu unterdrücken. Das Bein tat ihm wohl noch sehr weh. Zwei Jungen schwärmten in der Richtung aus, aus der die Schwarzen zu erwarten waren. Sie hatten die Hunde mitgenommen. In der Steppe weideten hie und da kleine Rudel Saiga-Antilopen. Ganz in der Ferne sah man die massige Gestalt eines Wollhaarnashorns, das seine Flanken an einem Aloebusch scheuerte. Noch weiter am Horizont schien eine große Wisentherde zu grasen, eine lichte Staubwolke hing über ihnen. Von Menschen keine Spur.

Wir waren schon halbwegs zum Walde, als einer der Späher angerannt kam. Sie hätten in ziemlicher Entfernung Rauch gesichtet — er wies aufgeregt in die Richtung. Tior nickte:

„Die Schwarzen. Sie sind wohl umgekehrt, denn sie waren mir nahe auf den Fersen."

„Gehen wir weiter", sagte ich zur Erleichterung der Jungen. Es hatte auch keinen Zweck, am hellichten Tage den Trupp der Schwarzen zu überfallen.

Wir erreichten unangefochten den Wald, wateten eine Strecke durch eine seichte Flußrinne, um unsere Fährte zu verwischen, und drangen dann in das dichte Unterholz ein, bemüht, keine Zweige zu knicken und keine Spuren zu hinterlassen. Endlich fanden wir eine Lichtung, in deren Mitte zwei mächtige Bäume emporragten. In unmittelbarer Nähe war ein dünnes Wasserrinnsal, das sich anscheinend zum Fluß schlängelte. Tior ließ sich schwer auf das Gras fallen. Er war am Ende seiner Kräfte und zitterte vor Erschöpfung.

Ich sagte: „Wir rasten hier. Dann brecht ihr auf. Wir bleiben hier, bis mein Freund wohlauf ist. Läßt du mir deinen Bogen und ein Dutzend Pfeile, Adi? Ich könnte das brauchen."

„Ich bleibe mit dir", sagte er rasch. „Du bist mein Bruder und der Mann meiner Schwester. Ich bleibe mit dir."

Das war verlockend. Aber ich hatte es mir anders überlegt. Ich sagte: „Und wer wird meinem Weib, deiner Schwe-

ster, die Kunde bringen? Nein, Bruder, du gehst. Es ist mein Krieg und nicht dein Krieg. Ich will kein Blut über den Stamm der Seebewohner bringen. Laßt uns etwas Proviant und noch einige Waffen — Speere, denn mit dem Bogen kann mein Freund nicht umgehen. Vielleicht auch ein Messer für ihn."

„Meine Schwester wird mir nie verzeihen, wenn ich dich verlasse. Sippe ist Sippe. Wir gehören zusammen", beharrte der Junge fast zornig. Ich schüttelte den Kopf.

„Eben darum. Du gehst zu Ona und sagst ihr, wie es war. Das ist mein Wille. Und sollte sie einen Sohn zur Welt bringen, dann soll er mich rächen, wenn ich bis dahin nicht zurückgekehrt bin. Das mußt du ihr und meinem Sohn sagen, wenn er groß ist."

Er zögerte. Dicke Tränen liefen über seine Wangen. Dieses Seevolk lebte nicht umsonst am Wasser. Es weinte viel und oft, auch die Männer. Mir war der Anblick peinlich. Ich blickte nicht hin.

Die jungen Männer brachen auf, nachdem wir gegessen hatten. Sie ließen all ihren Proviant zurück, vier Speere und ein leichtes, blankes Messer für Tior. Dieser wog die Waffe in der hohlen Hand.

„Eine Feder! ... Aber scharf ist die Klinge, scharf wie Gift ... Auch die Speere sind zu leicht für eine Männerfaust. Was ist das, woraus die Klinge und die Spitzen bestehen?"

Ich nannte ihm den Namen, den das Seevolk dem blanken Zeug gegeben. In unserer Sprache gab es kein Wort dafür. Wir benutzten ja immer noch Feuersteine und andere behauene Steine als Klingen und Speerspitzen. Manchmal auch Geweihspitzen oder scharfe Knochensplitter. Das Seevolk war weiter als wir.

Allein geblieben, unterhielten wir uns lange. Tior erzählte mir von dem plötzlichen Überfall der Schwarzen, die an einem regnerischen Frühlingstag angeschlichen kamen und die Höhlen stürmten. Unsere Männer kämpften tapfer, aber gegen die

Pfeile der Feinde vermochten sie nichts auszurichten. Der dicke Muir fiel als erster, noch bevor die Schwarzen den Hang erstürmt hatten. Nachher hatten ihn die Sieger gebraten und aufgefressen. Ebenso erging es all den fetten Männern und Weibern. Auch die Kinder verspeisten die Sieger. Nur junge Weiber und die vier Krieger, die sie mit Schlingen gefangen, blieben am Leben, und vielleicht noch eine kleine Schar, die ins Gebirge zurückgezogen war, angeführt von Muirs Sohn, dem langen Aar. Sie metzelten eine Menge Schwarze nieder und waren dann verschwunden, als hätte sie die Erde verschlungen.

Und dann kam der Hinkende, das Rengeweih auf dem Kopf, und tanzte den Zaubertanz. Auch er fraß von dem Menschenfleisch, das ihm die Schwarzen vorsetzten. Er hatte vier schwarze Weiber im Gefolge und den starken Sigr, doch dieser schien sich des Verrates zu schämen, guckte den Gefangenen nicht in die Augen und schob ihnen sogar Fleisch zu, als sie am Verhungern waren.

„Menschenfleisch?" fragte ich entsetzt. Es galt bei uns als größtes Verbrechen, Menschenfleisch zu genießen. Tior schüttelte den Kopf. Es war Antilopenfleisch. Sigr habe auch kein Menschenfleisch gegessen.

Dann erzählte ich ihm meine Geschichte. Er hatte volles Verständnis für meinen Entschluß. Er hätte ja auch nicht anders gehandelt. Er sagte: „Ich habe es mir auch geschworen ... Ich will auch Rache nehmen."

Ich sagte fest: „Der Hinkende gehört mir. Ich habe ältere Rechte. Denke an Urda."

Tior lächelte schief: „Ich weiß nicht ... Es steht Eid gegen Eid. Ich hoffe, wir werden miteinander nicht kämpfen müssen um den Hinkenden."

„Ich hoffe auch", sagte ich grimmig. Noch war der Hinkende nicht in unserer Hand, und schon gab es um seinetwillen Streit. Ich verjagte den Gedanken. „Erst wollen wir ihn jagen. Es ist wahrscheinlicher, daß wir beide tot sein werden,

bevor wir ihn kriegen. Aber Eid ist Eid. Also jagen wir ihn, Freund."

11.

Es dauerte einige Tage, bis Tior so weit war, daß wir den Wald verlassen durften. Diese Tage hausten wir in der dichten Krone einer Platane, wo ich nach der Art der Seebewohner eine Plattform aus dünnen Stäben gebaut hatte. Der Bogen, mit dem ich am See umzugehen gelernt hatte, erleichterte die Jagd, so daß wir nicht zu hungern brauchten. Aber in mir brannte die Ungeduld, und mehrfach mußte ich den Wunsch niederkämpfen, den Freund einfach allein zu lassen und meine Jagd nach dem Hinkenden allein aufzunehmen.

Endlich war es soweit, und wir zogen durch den Urwald südwärts, den Jagdgebieten der Schwarzen zu. Wir marschierten langsam und unter Beachtung jeder erdenklichen Vorsicht, um nicht vorzeitig entdeckt zu werden. Manche Tage verbrachten wir im Dickicht versteckt, wenn wir Schwarze in der Nähe vermuteten, aber wir bekamen keinen zu Gesicht. Tausend Abenteuer erlebten wir unterwegs, doch dies gehört eben zum Leben eines Waldläufers — eine Begegnung mit dem Honig schmausenden Bären, eine blitzschnelle Flucht auf die Bäume vor dem grunzenden und immer angriffslustigen Wollnashorn, ein wütender Angriff eines Riesenhirsches, der die Wirkung eines schlanken, aber schnellen Pfeils unterschätzte, ein knappes Entrinnen von der tödlichen Umarmung einer Riesenschlange.

Und dann waren wir wieder an der Felsenbarriere, auf die damals — mir schien es fast, vor Jahren — die Schwarzen das Steppenwild hinaufgetrieben hatten. Jetzt gingen wir nur nachts und lagen den Tag über in Deckung. Aber niemand zeigte sich. Das Wild war vertraut, und kein Rauchgeruch verriet, daß Menschen in der Nähe waren.

„Sie lagerten an dem Bach da unten", sagte Tior und wies

von der Felskante auf die Ebene vor uns. „Da sieht man noch die Feuerstellen. Von da bin ich auch geflohen, nachdem ich dem Wächter mit einem Stein den Kopf eingeschlagen. Und jetzt ist alles verlassen."

„Aber die Schwarzen haben doch keinen festen Wohnsitz. Sie ziehen immer umher. Dem Wild nach", sagte ich. „Wir müssen die verlassene Lagerstätte untersuchen. Vielleicht finden wir da eine Fährte."

„Aber die Weiber, die Kinder und die Alten waren hier geblieben, während die Männer zu uns in die Savanne zogen. Sie hatten Löcher in die Erde gegraben und mit Fellen und mit Reisig zugedeckt. Wie Vogelnester. Und jetzt ist alles weg."

„Anscheinend haben sie ihre Nester verbrannt", sagte ich. „Sieh die Asche und die verkohlten Stangen. Sie sind fortgezogen."

„Es scheint so. Der Hinkende wird sie überredet haben. Er ist ja der eigentliche Häuptling. Der Dicke mit dem Federkopf tut alles, was der Zauberer verlangt. Und deren alter Zauberer hat nichts zu sagen. Den haben sie schon einmal verprügelt, als er Regen prophezeite. Die Jagd wurde abgeblasen, und dann kam kein Regen, die Schwarzen waren wütend."

„Wir müssen runter und suchen", sagte ich.

Tior zögerte, als ich mich aufrichtete: „Jetzt, bei Sonnenschein?"

„Du siehst doch, daß die Steppe leer ist. Würden die Antilopen und die anderen Tiere so ruhig äsen, wenn Menschen in der Nähe wären? Sieh da, das große Rudel! ... Nein, sie sind fort, und wir müssen ihnen nach."

Wir bewältigten nicht ohne Mühe den steilen Abstieg. Der Lagerplatz war wirklich leer und verlassen, wohl schon mehrere Tage, denn inzwischen hatten die Präriehunde schon Löcher gegraben und von dem Platz Besitz ergriffen. Und die Fährte der Abgezogenen war nicht zu verfehlen. Mehrere

Schritte breit zog sie sich durch das Gras der Steppe nach Osten.

Schon am dritten Tage hatte ich die Gewißheit: die Schwarzen waren zum See gezogen. Sie hatten Kunde bekommen von den Seebewohnern und deren Pfahlhäusern, von deren Bronzewaffen und Geräten, und der Hinkende in seiner zügellosen Machtgier hatte sie überredet, die Seebewohner mit Krieg zu überziehen. Und da jetzt der Hochsommer nahte mit versengtem Steppengras, Hitze und Dürre, so hatten sie auch ihre Gesippen mitgenommen in die kühleren Gegenden im Vorgebirge.

Tior nickte, als ich mit ihm davon sprach. „Ich habe zwar nichts von den Seebewohnern gehört, als ich bei den Schwarzen war. Aber du wirst Recht haben. Was sollten sie sonst da im Osten? Wild gibt es übergenug hier und in der Savanne oben. Es ist bestimmt Alf, der Hinkende. Warum hast du ihn bloß nicht getötet damals in der Höhle!"

Den Vorwurf mache ich mir selbst. Zweimal hatte ich das Leben des Mannes in der Hand. Einmal bei mir in der Höhle. Und einmal in der anderen Höhle. Und beide Male habe ich ihn entschlüpfen lassen. Ein drittes Mal sollte es mir nicht passieren. Ich sagte: „Erst Urda und jetzt die Ona. Aber vielleicht komme ich ihm noch zuvor. Wir müssen schneller ausschreiten."

Aber wir schafften es nicht. Als wir den Hochwaldgürtel vor dem See überquert hatten und auf dem schmalen, grasbewachsenen Uferstreifen standen, sahen wir in einiger Entfernung die Holzhütten des Seevolkes brennen. Dicke Rauchwolken schienen an der unbewegten Wasseroberfläche zu kleben, um dann nach oben zu steigen und im Blau zu zergehen. Einige Einbäume hielten, dicht bemannt in der Nähe der Brandstätte, und hin und wieder blitzten die Sonnenstrahlen auf den Spitzen der Speere der Männer. Sie waren also noch nicht alle tot, die Männer des Seevolkes, und wahrscheinlich hatten sie auch einige Weiber und Kinder an Bord genom-

men. Aber die Siedlung war zerstört, und die Schwarzen tanzten auf der Wiese davor ihren Siegestanz. Wir konnten sie sehen von unserem Beobachtungsstand, wie sie ihre Waffen schwangen und die Beine warfen. Ihre Weiber hielten sich im Hintergrund, aber wir wußten, daß sie den Takt mit den Handflächen und mit ihren seltsamen Trommeln schlugen. Auf der Wiese lagen hie und da die Kadaver der abgeschlachteten Kühe des Seevolkes.

Auch die Stege brannten, die vom Ufer zu den Häusern führten. Sie waren eben sinnlos, die Schwarzen, in ihrer Zerstörungswut. Wenn sie schon das Seevolk aus den Pfahlbauten vertrieben hatten, dann sollten sie doch wenigstens die Hütten in Besitz nehmen. Bessere oder auch gleichwertige konnten sie ja selbst nicht bauen. Aber sie mußten eben alles zerstören, was ihnen in die Hände fiel. Das würde ihnen auch der Hinkende nicht abgewöhnen.

„Was machen wir jetzt?" fragte Tior ratlos. „Und was sind das für Dinge, worauf die Männer über den See schwimmen? Baumstämme?"

„Wir pirschen uns heran", sagte ich grimmig, ohne seine andere Frage zu beachten. „Ich will die Hirnschale des Hinkenden haben."

„Aber sie sind nicht zu zählen, und wir sind nur zwei", protestierte der Freund.

„Habe ich nicht den Reißer und den Behaarten Alten erlegt?" fragte ich ungeduldig zurück. „Ich bin nicht irrsinnig. Wir bleiben natürlich in Deckung."

Wir kehrten in den Schutz der Bäume und des Unterholzes zurück. Doch ich wollte die Kähne auf dem See im Auge behalten und hielt mich deshalb so nahe wie möglich am Ufer, um hin und wieder einen Blick auf das freie Wasser zu werfen. Wir sahen, wie sich die Boote auf dem See versammelten und einen engen Kreis bildeten. Es war Bewegung darauf, doch es dauerte eine Weile, bis ich dahinter kam, was da eigentlich vorging: Frauen mit Kindern stiegen in drei,

vier Boote um, in den übrigen blieben nur Männer. Es waren acht Boote, und in jedem saßen vier bis sechs Krieger. Es war schon eine beträchtliche Streitmacht, obgleich die Schwarzen zahlreicher waren.

Die Kähne mit den Frauen ruderten weiter in den See hinaus, die Männerboote schossen in einer Reihe auf das Ufer zu. Tior staunte, als er das Wasser unter dem Bug der Fahrzeuge schäumen sah. Ich begriff aber, daß die Männer des Seevolkes Rache nehmen wollten. Während die Schwarzen, noch trunken von ihrem Sieg, tanzten und sangen, kamen sie, Mord im Herzen, heran. Sie waren gute Bogenschützen — aber die Feinde hatten auch Bogen und schossen nicht schlecht. Ich sagte atemlos:

„Komm!... Während das Seevolk von vorn angreift, wollen wir sie von hinten fassen!"

Tior folgte mir gehorsam, wenn auch nicht ganz sicher. Sollten sich die Schwarzen zur Flucht wenden, dann würden sie uns einfach überrennen. Auch mir war es klar, aber ich sagte mir, daß ein plötzlicher Überfall aus dem Walde heraus, von entsprechendme Kriegsgeschrei begleitet, den Feind verwirren müßte.

Wir rannten also, ohne große Vorsicht zu beachten, durch das dichte Unterholz, und gerade, als wir durch die Zweige bereits den Haufen der Weiber und Kinder der Schwarzen sehen konnten, ertönte das Kriegsgeschrei der Seebewohner. Dazwischen tönten Überraschungs- und Angstschreie der Schwarzen, das Gekreisch ihrer Weiber und das dumpfe Dröhnen der Trommeln.

Wir brachen durch das Unterholz am Waldrand, und ich stimmte den Kampfruf meines Stammes an. Tior schloß sich an, und er hatte eine tiefe, schreckliche Stimme. Die Weiber vor uns stoben entsetzt kreischend auseinander, doch wir beachteten sie nicht. Ich blieb am Rande der Uferwiese stehen und sandte einen Pfeil nach dem andern in den Haufen der schwarzen Krieger, die, wie ich vorausgesehen hatte, durch den An-

griff von zwei Seiten völlig verwirrt wurden. Nur wenige griffen zu ihren Bogen, um den Gegner von der Seeseite abzuwehren, doch als wir auftauchten, warfen auch diese ihre Waffen fort und begannen zu rennen. Schreiend näherten sich die Krieger des Seevolkes dem Ufer, sprangen heraus, begannen die Verfolgung. Auch Tior rannte wie besessen hinter den Schwarzen her, und seine Speere sandten manch einen von ihnen zu Boden.

Ich aber suchte den Hinkenden. Nur einmal schlug ich mit meinem Schwert zu, als ein schwarzer Krieger mich besinnungslos vor Angst beinahe umrannte. Sonst kümmerte ich mich nicht um sie — mochten sie entkommen, wenn sie konnten.

Doch vom Hinkenden war keine Spur zu entdecken. Selbst als die Wiese vom Feind frei war, und das Geschrei und Gewinsel ihrer Weiber fern im Wald verklang, und die Männer des Seevolkes von der Verfolgung zurückkehrten, konnte ich ihn nicht finden, obgleich ich alle Leichen gemustert und sogar hinter die aufgedusenen Kadaver der Kühe geschaut hatte. Er war wie vom Erdboden verschwunden, denn unter den Fliehenden war er ganz gewiß nicht, das schien mir sicher.

Die Krieger des Seevolkes umringten mich. Sie freuten sich, mich zu sehen, und Onas Bruder umarmte mich nach ihrer südländischen Art. Da erst erinnerte ich mich an Ona.

„Armer Bruder!" sagte der Junge und begann zu weinen. „O armer Bruder! ... Ona ist tot, erschlagen und verbrannt, als sie ihren Vater, der auch mein Vater ist, deckte. Er war gleich am Anfang verwundet, und die Schwarzen stürmten unser Haus zuerst, und es fing Feuer, als sie die Herdstelle auseinanderrissen." Er zeigte mit weit ausholender Armbewegung auf die Stelle, wo jetzt nur noch ein paar verkohlte Pfähle qualmten.

Ich fragte: „Bist du dessen sicher, daß sie tot ist? Vielleicht haben die Schwarzen sie verschleppt?"

„Nein, Bruder, nein! Ich habe es selbst gesehen: ein Pfeil stak in ihrem Rücken, und sie rührte sich nicht, als ich sie an-

hob. Dann sprang ich ins Wasser und schwamm zum nächsten Boot."

„Also doch!" sagte ich grimmig. Des Hinkenden Rechnung wuchs. Ich fragte: „Habt ihr zwischen den Schwarzen nicht einen Weißen gesehen? Vielleicht mit einem Geweih, einem Rengeweih auf dem Kopf und einem Renfell bekleidet?"

Einer der jungen Männer, die um mich herumstanden, nickte eifrig. „Ich, ich habe einen gesehen. Er stand am Ufer und leitete den Angriff. Er ließ die Schwarzen Schilde aus Schilf vorantragen, hinter denen sie die Stege stürmten, so daß unsere Pfeile ihnen nichts anhaben konnten. Ich habe ihn gesehen."

„Und wo ist er jetzt?" fragte ich atemlos. Der junge Mann zuckte die Achsel, machte eine bedauernde Armbewegung.

„Ich weiß es nicht, fremder Bruder. Ich habe ihn dann aus dem Gesicht verloren."

„Und keiner hat ihn gesehen, als ihr nahe am Ufer wart und die Schwarzen tanzten?"

Sie schwiegen. Dann sagte ein älterer Mann, der vergeblich die Blutung an seiner verwundeten Schulter zu stillen versuchte: „Er schient ein großer Zauberer zu sein ... Vielleicht ist er durch die Luft davongeflogen ..."

Ich schrie wütend: „Er ist ein Betrüger! ... Und er hat die Schwarzen erst gegen mein Volk geführt und alle Männer töten und die Weiber verschleppen lassen, und dann kam er zu euch. Wenn er nicht wäre, so würden die Männer und Weiber meines Stammes weiter in der Savanne jagen, und ihr hättet noch eure Häuser und keine Toten zu beklagen. Er hat drüben in der Savanne mein Weib ermordet, und hier ist die Ona durch seine Schuld umgekommen. Wir müssen ihn finden, Männer, sonst haben wir keine Ruhe!"

„Der Mann muß sterben!" rief Onas Bruder hitzig und rollte die Augen. „Der Mann muß sterben!"

Auch die anderen jungen Männer riefen das gleiche, und wäre der Hinkende da gewesen, so wäre es ihm schlecht er-

gangen. Aber er war nicht da, und das Feuer der Seebewohner war ein Strohfeuer. Nachdem wir das Schlachtfeld noch einmal vergeblich abgesucht hatten — inzwischen näherten sich auch die Kähne mit den Weibern dem Ufer, und die Siegesrufe der Männer mischten sich mit dem Jammern der Weiber um die Toten — legte sich ihr Eifer bedeutend. In den Wald wollte sich keiner trauen, umsoweniger als es schon zu dämmern begann.

Ich beriet mit Tior. Wir beschlossen, beim Morgengrauen aufzubrechen und gemeinsam den Hinkenden zu suchen, und wenn wir auch bis zum Eismeer im Norden laufen müßten.

Onas Bruder versuchte, uns den Plan auszureden. Das Seevolk würde die Siedlung wieder aufbauen, schöner als früher. Und unser Stamm wäre ja doch ausgerottet. Ich sollte da bleiben und mir eine andere Frau nehmen. Die Männer des Seevolkes trösteten sich eben schnell, und sie hatten keine Ahnung von dem Gesetz der Rache. Sie rächten wohl ein Unrecht, wenn es sofort möglich war. Aber dem Missetäter nachzusetzen und die Pflicht der Rache auch noch nach Jahren zu erfüllen, dazu waren sie zu schnellebig und zu bequem.

Der Häuptling des Seevolkes machte auch den Versuch, uns zum Bleiben zu überreden. Er sagte offen, daß er jetzt auf jede Hand angewiesen wäre, die einen Speer oder einen Bogen zu führen imstande wäre. Über ein Dutzend Männer des Stammes wären gefallen. Und es wären so viele junge Weiber da, die nun ohne Mann wären. Es wäre nicht gut für den Stamm, wenn die Weiber an Zahl überlegen — da gäbe es immer Krach und Blutvergießen, weil sie, die ledigen Weiber, in fremde Sippen eindrängen.

Ich blieb standhaft. Er verstand meine Gründe nicht. Aber ich sagte, bei uns wäre es Gesetz, eine Untat zu rächen, und ich wäre ehrlos, wenn ich dieses Gesetz verletzen würde.

Er meinte, der Hinkende wäre sicher ertrunken. Ich sollte doch solange da bleiben, bis die Leichen der Ertrunkenen wie-

der hochkämen. Das würde gar nicht lange dauern. Dann würde ich wenigstens sicher sein, daß der Mann meiner Rache nicht mehr lebte.

Natürlich blieb ich standhaft. Wollte ich solange untätig warten, bis mein Feind über alle Berge war? Nein, ich mußte ihm nach, ihn suchen — und finden.

Der Häuptling stellte Wachen am Waldesrand auf, und der Stamm verbrachte die Nacht im Freien um einige Feuer, die Frauen unterhalten mußten. Gegessen wurde von dem Fleisch der von den Schwarzen abgeschlachteten Kühe, und einige Frauen hatten ein paar Brotfladen gerettet, die sie freigebig verteilten.

Ich war müde und schlief fest die Nacht. Aber sobald es im Osten anfing zu grauen, war ich wach und weckte Tior. Wir stahlen uns leise davon, weil ich keinen Abschied nehmen wollte. Am Waldrand trafen wir den Wachposten, der uns viel Glück wünschte und dabei gähnte, daß man dachte, er würde den Mund nie wieder zukriegen. Unterwegs sammelten wir ein paar Dutzend Pfeile, um einen Vorrat zu haben. Die Leichen der Gefallenen und die Kadaver des Viehs begannen schon zu stinken, und wir waren froh, als wir im Walde diesen Geruch nicht mehr in der Nase hatten.

Noch vor dem Waldrand versuchten wir unter den zahlreichen Fährten die des Hinkenden zu entdecken. Aber sie waren so undeutlich, diese Spuren, so viele Menschen waren da durcheinandergelaufen, daß es nicht möglich war, eine einzelne Fährte auch nur ein paar Schritt weit zu verfolgen. An einer Stelle war deutlich ein Abdruck eines schmalen Fußes zu sehen, der etwas größer war, als die Fährten der Schwarzen. Tior sagte: „Ein Weiberfuß. Es waren ja auch unsere Weiber unter den Schwarzen. Die sie damals fortgeschleppt hatten."

„Was wollten sie denn von ihnen?" fragte ich. Er zuckte die Achsel.

„Wenn sie über fünfzehn waren, die Weiber, dann hatten die Schwarzen ihren Spaß mit ihnen. Nicht einer einzeln, sondern alle nacheinander, die gerade in der Nähe waren. Manche sind draufgegangen, nachdem sie unter zwei, drei Dutzend Männern gelegen hatten. Die Jüngeren wollten sie wohl heranwachsen lassen für später."

„Und die Männer? Solche Männer wie du. Was wollten sie von euch?"

Wieder zuckte er die Achsel. „Auffressen, wie sie den dicken Muir aufgefressen hatten. Sein Fett floß nur so, als sie ihn am Spieß drehten. Bei jedem Fest taten sie es. Und sie haben viele Feste."

Ich blickte auf den schmalen Fußabdruck mit langen Zehen vor mir und mußte an Urda denken. Sie hatte auch solche schlanken, feinen Füße wie dieses unbekannte Mädchen.

Wir gingen weiter durch das Unterholz, in das die Flüchtigen eine breite Gasse gebrochen. Überall lagen im Gebüsch Gegenstände, die die Schwarzen auf ihrer kopflosen Flucht fortgeworfen hatten. Männer unseres Stammes würden auf der Flucht ja auch alles Unnötige oder Beschwerliche fortwerfen, um schneller vorwärtszukommen. Aber niemals Waffen — und manch einen Bogen sahen wir im Walde liegen, manch einen Köcher, noch halb voll mit knochenbestückten Pfeilen, manch ein Steinmesser. Wie wollten sie weiter fortkommen, diese Unsinnigen? Ein Mann im Wald ohne Waffen war verloren, das wußte doch jedes Kind — bei uns im Norden.

Dann fanden wir eine Leiche, eine weiße Frau, eine aus unserem Stamm. Ihr Schädel war mit einem Hammerhieb zertrümmert — wohl wollte sie oder konnte sie nicht weiterlaufen, und wurde deshalb kurz umgelegt. Füchse und Schakale hatten sich an ihr gütlich getan.

Da lag ein kleines Kind mit zertrümmertem Schädel neben dem breiten Pfad der Flüchtlinge. Es war der Mutter wohl zu beschwerlich auf ihrer Flucht gewesen. Und dann fand Tior etwas, was mich alles wieder rot sehen ließ: die seltsame

Klapper aus getrockneten Kröten und Schlangenhäuten, die Alf bei seinen Tänzen immer zu schwingen pflegte.

Wir waren auf der richtigen Fährte.

12.

Wir stießen wieder auf den schmalen Fußabdruck der unbekannten Frau, als wir vorsichtig spähend und sichernd an das Ufer eines Baches heraustraten. Neben dieser Fährte lief eine andere, eine eigenartig tief eingedrückte, plattfüßige, die nur einem Schwarzen gehört haben konnte. Der Mann mußte eine schwere Last getragen haben, und zwar auf beiden Schultern, denn beide Füße haben gleich tiefe Abdrücke hinterlassen — es waren große breite Füße, deren kurze Zehen unter der Last gespreizt waren. Tior sagte:

„Der Hinkende hat sich von Schwarzen tragen lassen, wenn sie eilig marschierten. Er kam ja nicht mit auf seinem Hinkebein. Der Mann hat ihn getragen."

„Dann kann er nicht weit sein", sagte ich grimmig.

„Die Schwarzen können große Lasten tragen und dabei scharf ausschreiten. Sieh, welche Schritte der Mann macht."

„Ihm nach, Freund", drängte ich. „Er soll mir nicht entgehen."

„Er gehört mir, Reißertöter", brummte Tior. „Ein Eid ist ein Eid."

„Mein Eid ist älter", sagte ich ungeduldig. „Du weißt es."

Tior sagte: „Hier habe ich eine Muschel. Ich werfe sie in die Luft. Wenn sie mit dem Buckel nach oben zu liegen kommt, dann geht mein Eid vor, wenn nicht — dein Eid."

„Eine Muschel kann mich nicht meines Eides entbinden. Das sind so Mätzchen, die euch der Hinkende beigebracht hat. Wir machen es so: wir pirschen gemeinsam. Wer ihn zuerst erlegt, der hat den anderen vom Eid erlöst." Ich war überzeugt, daß ich dem jungen Mann zuvorkommen würde. Ich hatte ja

meinen Bogen, dessen Pfeil weiter reichte als Tiors Speerwurf.

Tior brummte etwas Unverständliches, gab aber dann nach. Er mußte ja einsehen, daß ich mehr Recht auf Alfs Schädeldecke hatte als er. Schließlich hatte der Hinkende zwei meiner Frauen umgebracht oder umbringen lassen.

Wir setzten unsere Verfolgung fort. Hin und wieder überraschten wir keifende und knurrende Meuten von Wildhunden, Schakalen und Füchsen, die sich um die Leichen der auf der Flucht gefallenen Schwarzen balgten und nur ungern wichen, wenn wir näher kamen. Einmal sahen wir einen verlassenen Rastplatz der Flüchtigen mit einigen abgenagten Knochen im zerwühlten und niedergetretenen Gras. Von da trennten sich anscheinend die Schwarzen. Ein Trupp schlug sich nach links durch den Wald, ein anderer zog schnurstracks weiter. Es kostete Mühe, festzustellen, bei welchem Trupp der Mann mit den tiefen Fußeindrücken war, aber wir spürten ihn auf und ließen den anderen Trupp unbeachtet.

Der Abend nahte, und wir mußten vorsichtig vorgehen, um nicht überraschend auf den Feind zu stoßen. Tior behauptete, die Schwarzen marschierten nachts nicht — nur in der vorigen Nacht waren sie kopflos nach der unerwarteten Niederlage gelaufen. Sie hätten Angst vor den Geistern des Waldes. Wir hatten diese Angst nicht, und die sinkende Dämmerung war uns nur willkommen, da sie uns bessere Deckung bot.

Wir gelangten in ein schier undurchdringliches Dickicht. vorsichtig bogen wir die Zweige auseinander, um ja kein Geräusch zu verursachen, und kamen nur ganz langsam vorwärts. Da der Bogen zwischen den Büschen nutzlos war, hielt ich ihn in der Linken und hatte das Schwert in der Rechten. Plötzlich spürte ich Menschengeruch — nicht den säuerlichen Fischgeruch, der dem Menschengeruch der Schwarzen eigen war, sondern einen, der unserem Volk gehörte. Der Hinkende? ... Doch nein, er war der Geruch einer schwitzenden Frau, der mich wieder schmerzlich an Urda erinnerte. Aber

Urda war tot und ... Dann dachte ich an den schmalen Fußabdruck im Lehm des Bachufers und strengte die Augen an, um im tiefen Schatten der Büsche etwas zu erspähen.

Da schimmerte etwas Helles, weißliches hinter dem dichten Laub. Ich machte Tior ein Zeichen und schob mich unhörbar vor. Das Helle rührte sich nicht. Ich hörte aber schwere, rasche Atemzüge. Die Frau muß erst vor kurzem zusammengebrochen sein, vielleicht verletzt, denn sie zog die Luft scharf ein, als hätte sie Schmerzen. Einen Schritt nach dem anderen schob ich mich vor. Jetzt konnte ich undeutlich und verschwommen die Umrisse einer zusammengekrümmten Frauengestalt sehen. Sie war völlig nackt, wie die Schwarzen gehen, aber sie war von meinem Volk, hell und hellhaarig.

Ich lauschte, doch außer ihrem zischenden Atem und dem entfernten Kläffen der Wildhunde im Busch war alles still. Die Schwarzen waren weitergezogen. Ich zögerte. Sie wird schreien, wenn ich vortrete, und vielleicht war der Feind gar nicht so weit, daß er es nicht hören würde. Am vernünftigsten wäre, die Frau zu töten, damit sie die Schwarzen nicht alarmierte. Aber es widerstrebte mir, ein Weib aus meinem Stamm zu töten. Tior berührte meine Schulter mit der Hand und wies auf die Frau mit der Speerspitze. Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte eine bessere Idee. Ich zischte leise, aber scharf, genau wie eine erzürnte Viper, und ich sah, wie die Frau zusammenfuhr, die langen Beine anzog und versuchte, sich aufzurichten. Ich hängte leise das Schwert in die Lederschlaufe an meinem Hals, gab Tior meinen Bogen zu halten und sprang dann mit einem Satz vor. Meine Hand verschloß der Erschreckten den Mund, bevor sie schreien konnte, mit dem linken Arm umschlang ich ihre sich wehrenden Arme. Doch sie wehrte sich verzweifelt, versuchte in meine Handfläche zu beißen, strampelte wild mit den Beinen. Ich flüsterte:

„Sei ruhig! Wir sind Freunde! Hörst du, wir sind vom gleichen Stamm."

Sie stöhnte dumpf unter meinem Griff, ihr Widerstand

ließ nach, und plötzlich sank ihr Körper in meinen Armen zusammen. Und nun sah ich, daß eine breite Wunde über ihrer linken Brust klaffte, aus der rotes Blut strömte. Ich ließ die Frau los, griff nach einem breiten Blatt aus dem Unterholz und preßte dieses auf die Wunde.

„Hast du sie erschlagen?" flüsterte Tiors Stimme über meiner Schulter.

„Sie war verwundet. Ich hatte es nicht gesehen. Nun blutet die Wunde wieder."

„Sie wollte wohl nicht weiter, und da haben sie sie erstochen," mutmaßte Tior. Die Frau schlug die Augen auf und stöhnte. Ich sagte leise:

„Wir sind Freunde. Wir sind vom gleichen Stamm. Wir tun dir nichts. Wo sind die Schwarzen?"

Sie blickte mich lange an, dann lächelte sie schwach: „Der Reißertöter! ... Ich dachte, du bist tot. Der Zauberer sagte, er hätte dich in einen Waldschratt verwandelt. Bist du wieder Mensch?"

Ich fauchte wütend: „Er hat gelogen! Ich bin niemals Schratt gewesen. Wo sind die Schwarzen?"

Sie richtete sich auf dem Ellbogen auf und verzog das Gesicht vor Schmerzen. Schwach wies ihre Hand die Richtung: „Sie wollen zurück in die Steppe. Sie sind kopflos, und der Zauberer führt sie."

„Er ist ein Lügner. Sein Zauber hat nichts vermocht gegen unsere Pfeile."

„Er hatte sie gewarnt, aber sie hatten getanzt, ohne aufzupassen."

Sie verteidigte ihn noch! Ich sagte: „Wenn er ein Zauberer wäre, dann hätte er unsere Pfeile verzaubern können. Aber sie trafen, die Pfeile!"

Tior mischte sich ein: „Wieviele Schwarze sind mit ihm? Sind sie bewaffnet?"

Sie zeigte zweimal ihre gespreizten zehn Finger. „Vielleicht ein paar mehr. Und Weiber, aber nicht viele. Die an-

dern sind mit dem schwarzen Zauberer gegangen. Über den Felsrücken auf dem kürzeren Wege. Sie haben einige Bogen mit — die meisten waren so erschrocken, daß sie ihre Speere und Keulen fortwarfen. Der Zauberer schalt sie. Auch der Häuptling. Und der schwarze Zauberer hetzt gegen ihn — er ist mit den Weibern im anderen Trupp."

Ich fragte: „Der Hinkende wird getragen? Ich sah die Fährte."

Sie nickte, dann aber wurde sie weiß um den Mund herum und sank zusammen. Ganz leise bat sie: „Wasser!"

Tior hatte einen dieser trockenen Kürbisse am Gürtel, in dem das Seevolk Trinkwasser trägt. Er gab ihr zu trinken. Die Farbe kehrte wieder in ihre Wangen. Ich sagte: „Deine Wunde blutet nicht mehr. Kannst du gehen? Wir müssen ihm nach, und du kannst nicht allein zurückbleiben. Die Wildhunde zerfleischen dich."

„Was wollt ihr von ihm?" fragte sie plötzlich eifrig. „Ihr sollt ihm nichts tun, hört ihr!"

Ich sagte: „Das ist Männersache. Er hat mein Weib, die Urda, ermorden lassen. Und auch Ona vom Seevolk ist durch seine Schuld umgekommen. Er ist schwer in meiner Schuld."

„Und er hat unseren Stamm vernichten lassen, durch Hinterlist", sagte Tior. „Meine Alten sind tot — und deine auch, Bings-Tochter. Ich habe deinen Vater fallen sehen mit einem Pfeil durch das Eingeweide. Und deinen kleinen Bruder haben sie am Spieß geröstet — hast du das nicht gesehen? Und es war er, der Hinkende, der Verräter, den du Zauberer nennst, der sie hergeführt hatte."

Sie wand sich auf dem Boden und stöhnte. Jedes Wort traf sie wie ein Speerstich. Ich sagte: „Du kennst das Gesetz: wer nicht Rache an dem Untäter nimmt, ist ehrlos. Wir wollen nicht ehrlos sein."

Sie schrie auf, warf die Arme hoch: „Dann tötet mich, Männer! Tötet mich! ... Denn ich bin ehrlos und habe mit dem Mörder meiner Alten, mit dem Mörder meines Stam-

mes geschlafen!" Sie riß das Blatt, das an ihrer Wunde klebte, ab und warf sich aufs Gesicht. Ich mußte an Urda denken, die ähnlich verzweifelt war und doch dem Hinkenden hörig, obgleich sie mich gern hatte und ein Kind von mir trug. Ich wandte mich ab. Tior sagte: „Und als er von dir genug hatte, ließ er dich niederstechen."

„Das ist nicht wahr!" schrie sie, und ich mußte ihr wieder den Mund mit der Hand verschließen. Als sie ruhiger wurde, ließ ich sie wieder los. Sie sagte: „Ich trat auf einen spitzen Ast und konnte nicht gehen. Sollte ich die Flucht aufhalten? Darauf ließ der Häuptling einen der Männer mir den Speer in die Brust jagen. Alf war es nicht, er war vorn und sah es nicht."

Wir standen beide unschlüssig über ihr. Tior meinte: „Sie ist ehrlos und hat den Tod verdient... Aber der Hinkende hat sie verzaubert."

„Das ist der einzige Zauber, den er an sich hat — das mit den Weibern. Damals wollten mich die jungen Weiber des Stammes töten, als er vor mir ausrückte und den Stamm verließ. Es ist schon so — er hat es eben an sich."

Das Weib schluchzte leise, das Gesicht ins Gras gesteckt. Tior fragte: „Was machen wir mit ihr? Wenn wir sie hier lassen, wittern die Wildhunde das Blut und zerfleischen sie. Aber wir dürfen doch keine Zeit verlieren."

Das Weib richtete sich auf den Armen auf. Breit floß das Blut aus ihrer Wunde. Sie sagte ruhig: „Stoßt zu. Ich werde doch nicht lange leben. Ich habe wohl kein Blut mehr, der Kopf schwindelt mir. Und lieber tot als lebendig von Schakalen gefressen."

„Sie hat Recht", sagte Tior leise und gab mir meinen Bogen zurück. Bevor ich etwas sagen oder tun konnte, streckte sein Speer sie zu Boden, und er hatte besser gezielt als der Schwarze, der sie verwundet. Ich sagte durch die zusammengebissenen Zähne hindurch:

„Noch ein Blut mehr auf seinen Kopf! ... Hinkender, wir kommen!"

Wir gruben eine ziemlich tiefe Grube in dem weichen Waldboden und legten die Tote hinein. Ich mochte nicht, daß sie mit feuchter Erde zugeworfen wurde und bedeckte die Leiche erst mit Laub, und dann erst schütteten wir die Grube zu und stampften sie fest. — Inzwischen war es Nacht geworden, und wir waren rechtschaffen müde. Wir erkletterten einen Baum und schliefen in zwei Astgabeln ein paar Stunden. Dann brachen wir wieder auf, ohne uns mit Jagd zum Frühstück aufzuhalten.

Die Fährte der Flüchtigen war nicht schwer zu verfolgen. Selbst im schwachen Licht der Morgendämmerung war sie an abgebrochenen Zweigen und zertretenem Unterholz zu erkennen. Dann aber führte sie uns auf eine steinige Ebene hinaus, auf der sie übernachtet hatten, und dann wurde das Fährtenlesen schwer. Es war nackter Sandstein, der keinerlei Spuren trug, und die Ebene schien sich bis zu den Felsen am Horizont zu erstrecken, von sanften Wellen durchzogen, in denen spärliches Gebüsch wucherte.

Wir hielten Umschau im schier unerträglichen Sonnenglast. Vom Feind war nichts zu sehen. Vermutlich aber war er quer über die Ebene, wie ein Pfeil fliegt, geradeaus gezogen, und so merkten wir uns einige markante Felszacken als Richtpunkt und marschierten schnell weiter, nachdem es mir gelungen war, einen jungen Saiga-Bock mit einem Pfeilschuß zu erlegen, und wir eine kurze Mahlzeit gehalten.

Die Geländewellen waren nicht so sanft und niedrig, wie sie auf den ersten Blick erschienen. Als wir eine solche Welle erstiegen hatten, erblickten wir weit voraus ein Häuflein Menschen, die uns zwergenhaft klein erschienen, die einen Hügelhang erklommen, um dahinter zu verschwinden, als hätte die Erde sie verschluckt. Die sandgelbe Ebene täuschte das Auge über ihre Form, besonders als das Sonnenlicht darüber flimmerte.

Wir folgten den Flüchtigen, natürlich vorsichtiger, indem wir jedesmal Umschau hielten, bevor wir eine Hügelkuppe bestiegen. Ab und zu bekamen wir die Schwarzen zu Gesicht, und ich glaubte sogar, den Hinkenden auf den breiten Schultern eines Schwarzen erkennen zu können. Aber die Entfernung war noch zu groß, um sicher zu sein. Die Sonne brannte unbarmherzig herab. Durst meldete sich.

Am Nachmittag verringerte sich die Entfernung. Anscheinend hatten die Schwarzen gerastet, während wir uns im Gehen mit einem Stück Antilopenfleisch begnügten. Ich sagte: „Sobald es dunkel wird, überfallen wir sie. Am besten gleich von zwei Seiten, damit sie nicht erkennen, wieviele wir sind."

„Aber wir sind nur zwei, und ihrer sind zweimalzehn", entgegnete Tior zögernd.

„Wir wissen, wieviele es sind, und sie wissen nicht einmal, daß wir da sind. Und sie sind nicht einmal bewaffnet."

„Aber viele Hunde sind des Hasen Tod", beharrte er.

„Wir warten, bis sie schlafen. Wenn sie einen Wachposten ausstellen, schieße ich ihn erst ab, und dann nichts wie drauf! Sie haben Furcht, Freund. Und Furcht macht das Auge unsicher und den Arm schlapp. Weißt du noch, wie wir den Behaarten Alten erlegt haben? Du hast mir zuerst nicht geglaubt, und dann klappte alles, wie ich gesagt habe."

Er fügte sich. Wir folgten noch eine Weile den Flüchtigen, und beim nächsten Mal, als wir sie wieder erblickten, waren wir ihnen schon viel näher gekommen. Wir konnten sehen, daß der Hinkende jetzt auf eigenen Füßen lief, lahmend und langsam, als letzter im Trupp. Anscheinend litten auch die Feinde an Durst. Am liebsten würde ich ihnen in langen Sprüngen nachsetzen, aber selbst meine Wut vermochte nicht, mich zu diesem Wahnsinn zu verführen. Einige Schwarze trugen Bogen — ich wäre nicht weit gekommen, wenn ich es versucht hätte.

Plötzlich berührte mich Tior an der Schulter. Seine Speerspitze wies in Richtung der untergehenden Sonne. Ich warf

einen Blick in diese Richtung und ging sofort in Deckung. Ein Trupp Menschen näherte sich uns — und sie mußten eine bessere Sicht gehabt haben als wir, die wir gegen die Sonne blickten. Wir konnten nicht erkennen, was das für Menschen waren, nur daß es ein ziemlich starker Trupp war, und daß einige von ihnen lange Speere trugen.

„Vielleicht sind es die Herren der Steinwüste", mutmaßte ich. „Wir wissen ja nicht, welches Volk hier jagt. Sie haben uns sicher gesehen."

„Wir müssen fort", sagte Tior. „Benutzen wir diese Senke — Spuren hinterlassen wir auf dem Stein ja nicht."

„Erst sehen, ob sie Anstalten machen, uns anzugreifen", sagte ich und schob mich langsam auf die Kuppe der Bodenwelle. Die Sonne blendete stark, doch als ich die Augen mit der Hand beschattete, konnte ich sehen, daß der Haufe immer noch geschlossen vorrückte. In der Mitte schien einer mit einem Federbusch auf dem Kopf zu gehen. Tior, der sich neben mir ausgestreckt hatte, machte einen leisen Ausruf:

„Schwarze! ... Und der mit den Federn ist deren Zauberer! ... Sieh die Weiber! ... Sie wollen sich den anderen anschließen."

Ich schlug mit der Faust gegen den Stein. Das fehlte uns noch! Jetzt würde der Haufe doppelt so stark sein, auch wenn über die Hälfte der Neuankömmlinge Weiber waren. Und wenn sie uns erspäht hatten, dann würden sie den anderen berichten, daß sie verfolgt würden. Merkwürdig, daß sie keine Anstalten machten, sich gegen uns zu sichern. Sie mußten uns doch gesehen haben, als wir im vollen Schein der sinkenden Sonne auf dem Hügel standen. Und trotzdem trotteten sie weiter, als wären sie vollkommen in Sicherheit.

Etwas mußte unternommen werden. Wir mußten fort, um diesem neuen Feind zu entgehen. Und mein schöner Plan schien mißlungen, noch bevor wir zur Verwirklichung schreiten konnten. Ich machte Tior ein Zeichen und begann erst zu kriechen, dann aber, hinter der Bodenwelle gedeckt, gebückt davonzu-

laufen. Von Zeit zu Zeit schlüpfte einer von uns hinauf, um sich über die Bewegungen des Feindes zu unterrichten. Aber sie zogen weiter, als wären sie allein in der Welt, und ich dachte mir, daß die Zauberer schlechte Führer auf Kriegszügen sein müßten.

Nach einer Weile sagte Tior, indem er seine Kürbisflasche schüttelte: „Ich habe Durst, Freund. Und Wasser scheint es hier nicht zu geben."

Wir in der Savanne waren gewohnt, vor dem Sonnenuntergang ausgiebig zu trinken — bei uns herrschte kein Mangel an Wasser. Auch ich hatte Durst, daß mir der Gaumen brannte, aber ich schwieg. Was nützten die Worte? Ich lief also weiter, aber ich merkte, daß es mir mit jedem Schritt schwerer wurde. Und nun verstand ich, weshalb der Haufe der Schwarzen so teilnahmslos dahertrottete: sie waren sicher länger als wir durch die Steinwüste im heißen Sonnenschein gezogen und verdursteten nun allmählich. Ich blickte nach rechts, wo der Urwaldgürtel, den wir überquert hatten, liegen mußte. In der sinkenden Dämmerung war er nicht zu erblicken. Wir würden die ganze Nacht bis dahin laufen müssen. In mir stieg die Wut auf: endlich hatte ich meinen Feind schier in Pfeilschußnähe, und nun kam wieder etwas dazwischen!

„Da!" sagte Tior heiser. „Wasser!"

Tatsächlich schimmerte der Widerschein der Abendröte anscheinend in einem Tümpel. Unwillkürlich lief ich darauf zu, ohne mich weiter um Deckung zu kümmern. Tior war mir schon voraus, und endlich warf er sich der Länge nach hin. Ich folgte seinem Beispiel, und meine Lippen berührten die Wasserfläche.

Gierig zog ich das kühle Naß ein, doch dann spuckte ich es voll Ekel aus: das Wasser war bitter und salzig, völlig ungenießbar.

Auch Tior erhob sich mutlos. „Und ich habe solch einen Durst", sagte er schwach.

„Du hast dein Wasser zu früh ausgetrunken", sagte ich heiser.

„Ich habe auch dem Weib davon abgegeben", verteidigte er sich.

Ich mußte lachen: „Erst gibst du ihr Wasser und dann erstichst du sie!"

„Sollte ich sie einfach liegen lassen als Hundefraß im Walde? ..." entgegnete er böse. „Wo kriegen wir Wasser?"

„Ich weiß nicht. Vielleicht erlegen wir ein Tier und saufen sein Blut."

„Wo gibt es hier Tiere!" meinte er mutlos. „Nicht einmal eine Ratte ist zu sehen."

Ich schwieg. Was nützte das Reden — es strengte bloß unnötig an. Vielleicht würde nachts Tau fallen. Dann könnte man wenigstens den Fellschurz, den man trug, aussaugen. Ein paar Tropfen würden genügen. Ein paar Tropfen nur! ... Ich blickte auf die matt blinkende Oberfläche des Sees. Es wollte mir nicht in den Kopf, daß hier so viel Wasser war, und doch der Durst nicht gelöscht werden konnte. So etwas kannten wir in unseren Savannen droben nicht. Und der Anblick der Wasserfläche machte den Durst noch quälender.

Ich wandte mich schroff ab: „Komm, gehen wir. Vielleicht finden wir irgendwo Wasser." Meine Stimme klang ganz heiser. Tior gehorchte, aber ich sah, daß er nur mühsam die Füße nachschleifte. Ich mußte an Fische denken, die wir in unseren Seen und Bächen angelten. Auch sie sperrten den Mund auf, zappelten und wurden dann schnell ruhig und starben. Ob wir auch würden sterben müssen, weil wir nichts zu trinken hatten?

Wir schlichen ziellos durch die Steinwüste. Über uns funkelten böse unzählige Sterne. Ich fand die „Große Schöpfkelle" zwischen ihnen und wußte nun, wo Mitternacht war. Aber was nutzte es. Im Norden lag unsere schöne Savanne, die vielen Bäche, Flüsse, Seen mit kühlem, klaren Wasser.

Aber es war weit, Tage und Tage weit, mehr Tage, als ich Finger und Zehen besaß.

Tior ließ sich plötzlich auf die Erde fallen. Ich blieb neben ihm stehen. „Komm, steh auf, komm. Das Wasser kommt nicht zu uns. Wir müssen zum Wasser."

Er stöhnte nur, regte sich nicht. Ich stieß ihn mit dem Bogen an. Schließlich erhob er sich, schwer und mutlos. Wir schlichen weiter.

Ein dumpfes Grollen in weiter Ferne ließ mich aufhorchen. Es kam mir so bekannt vor, erinnerte mich an etwas, was ich total vergessen hatte. Und dann zuckte es fahl irgendwo über dem Horizont. Einmal, zweimal. Die Sternenpracht in dieser Himmelsrichtung bezog sich mit einem Schleier, verblaßte, verschwand. Tior hob den Kopf, witterte.

„Ein Unwetter", krächzte er heiser. „Es wird Regen geben. Ich rieche ihn."

„Gehen wir ihm entgegen", sagte ich. Natürlich war es ein Gewitter. Aber woran erinnerte mich das Blinken und das Grollen? Einmal muß ich es schon erlebt haben, in einer anderen Steppe, und es ragte auch eine gewaltige Gebirgskette am Horizont, und es roch nach Wermut und ...

Der Donner kam näher, die Blitze wurden violett, sie jagten einander und beleuchteten für Augenblicke die trostlose Steinwüste. Ein heißer Wind rauschte auf, warf uns feinen, scharfen Sand ins Gesicht. Über dem Erdboden schleifte er gläsern.

Die ersten schweren Regentropfen klatschten groß, warm gegen unsere Schultern. Als ein solcher Tropfen auf meine Stirn fiel und herunterrann, fing ich ihn mit der Zungenspitze auf — wie wohl das tat!

Wir befanden uns gerade in einer ziemlich schmalen Senke, als der Wolkenbruch herniederkam. Er kam mit einem Geräusch wie ein Wasserfall im Hochgebirge, und das Himmelswasser war plötzlich kalt. Wir fingen es notdürftig mit hohlen Händen auf und schlürften es lachend, jauchzend. Die Blitze

zuckten über uns hinweg, das Grollen des Donners vermischte sich mit dem Rauschen des Wolkenbruchs. Und dann plätscherte Wasser wie ein Bächlein um unsere Füße, stieg immer höher, wurde reißender und kälter. Wir beachteten es zuerst nicht, sondern warfen uns sogar auf alle Viere nieder und tranken, tranken. Doch dann mußten wir den Hang hinan, denn das Wasser stieg rapide.

Erst gegen Morgen ließ der Regen nach. Wir lagen dicht unter der Kuppe der Bodenwelle, notdürftig vor dem Sturm geschützt, und froren. Die Sehne des Bogens fühlte sich schlaff an, wohl wegen der Feuchtigkeit. Tior füllte seinen Flaschenkürbis mit Wasser für den kommenden Tag.

Glühend rot stieg die Sonne im Dunst der sich verziehenden Wolken auf, übergoß die Wüste gleichsam mit Blut. Es wurde plötzlich warm. Lila und blaue Wolkenfetzen jagten am Himmel dem Sturm nach, verschwanden. Und dann strahlte wieder der südliche Himmel über uns, und die Sonne meinte es reichlich gut.

Vorsichtig hielten wir Umschau. Ein Rudel Gazellen floh leichtfüßig, schier ohne mit den Hufen den Boden zu berühren, vorbei. Ich legte einen Pfeil auf die Sehne, doch diese war noch feucht und schlaff, der Schuß ging zu kurz, ich suchte und fand brummend den Pfeil. wieder. Der Bogen war noch nutzlos.

Dann erblickte Tior die Schwarzen. Es war der Trupp, zu dem der Hinkende gehörte. Sie lagen keine drei Pfeilschüsse von uns entfernt, schienen uns aber noch nicht entdeckt zu haben. Wir gingen in Deckung, beratschlagten.

„Wenn wir bis zur Nacht warten, stoßen die anderen vielleicht zu ihnen", sagte ich. „Wir müssen gleich handeln."

Tior war anderer Meinung: „Dein Bogen ist untauglich. Natürlich die ihren auch, aber sie sind viele und wir nur zwei. Im Kampf mit dem Speer sind sie uns überlegen. Wir müssen warten, Freund."

Ich mußte einsehen, daß er Recht hatte. Wir beschlossen, ein sicheres Plätzchen zu suchen und zu ruhen. Schließlich fanden wir eine ausgehöhlte Stelle in der Sandsteinböschung, krochen hinein und schliefen bis weit über Mittag. Ich sagte mir, daß auch die Schwarzen Ruhe brauchten und schlafen würden.

Als wir aufwachten und von der nächsten Bodenerhöhung Umschau hielten, traf gerade der andere Trupp Schwarzer beim ersten ein. Wir waren zu weit entfernt, um alles genau zu sehen, doch es schien eine Aufregung unter den Feinden zu herrschen. Sie fuchtelten mit den Armen und Waffen und schienen sich zu streiten. Der federgeschmückte Zauberer und der dicke Häuptling standen sich gegenüber.

Wir pirschten uns näher heran. Die Feinde waren mit ihrem Streit so beschäftigt, daß wir keine besondere Vorsicht zu beachten brauchten. Schließlich lagen wir einen guten Pfeilschuß von ihnen entfernt auf dem warmen Felsen, und die Sonne brannte wie Feuer auf unsere Rücken herab. Ich befühlte die Bogensehne. Sie war wieder straff.

Die Auseinandersetzung unter den Schwarzen steigerte sich. Wir hörten sie schreien und die Weiber kreischen. Und dann sahen wir den Hinkenden mit seinem Rengeweih auf dem Kopf, der zwischen den dicken Häuptling und den schwarzen Zauberer trat und mit weit ausholenden Gebärden etwas erzählte. Er schien die Sprache der Schwarzen gelernt zu haben, denn wir hörten auch seine tiefe Stimme, die uns unverständliche Worte mit großer Behendigkeit herunterrollte. Der Schwarze versuchte, ihn zu unterbrechen, aber nun drängten sich die Weiber vor, fuchtelten mit den Armen und schienen, ihrem eigenen Zauberer zu drohen. Auch der Hinkende machte drohende Gesten, und in der Rechten schwang er ein schweres Steinbeil. Der dicke Häuptling versuchte anscheinend zu vermitteln, aber niemand scherte sich um ihn, auch als er eines der Weiber mit einem Fußtritt zu Boden sandte.

Ich sagte: „Los! Wir greifen an!" Und rannte vor, kniete

dann und spannte den Bogen. Meine Augen folgten dem Flug des gefiederten Peils, und ich warf die Hand mit dem Bogen triumphierend hoch, als der Hinkende zur Erde sank und mit den Händen nach dem Pfeilschaft griff, der aus seiner Gurgel ragte. Das Geschrei und Gekreisch verstummte. Alles starrte den Gefallenen an. Nun sandte ich noch einen Pfeil, diesmal dem dicken Häuptling zugedacht, und stimmte unseren Kriegsruf an, in den Tior mit heiserem, tiefem Baß einstimmte.

Ich konnte den Köcher halb leer schießen, bevor die Feinde begriffen, was vor ging. Ein halbes Dutzend von ihnen und mehr wälzten sich auf dem Boden. Plötzlich brüllten die Überlebenden auf, warfen ihre Waffen fort und rannten kopflos davon. Männer und Weiber durcheinander. Nur einer blieb und rannte mit erhobenem Speer auf uns zu: der starke Sigr.

Zwei Pfeile steckten in seiner Schulter und Brust, als er auf einen Speerwurf vor uns stand. Ich ergriff einen der leichten Speere, die Tior trug, doch dieser brüllte heiser auf und rannte Sigr entgegen.

Es kam, wie es zu erwarten war. Obgleich Sigr im Sterben war, rannte er noch den Speer durch Tiors Leib. Beide sanken sie sterbend zu Boden, und als ich hinzukam, war alles vorüber. Ich war allein in der Steinwüste, und in der Ferne rannten schreiend und kreischend die schwarzen Männer und Weiber und Kinder davon. Hoch über uns kreisten bereits einige Adler und Geier, die einen reichen Schmaus witterten.

Ich fand eine sandige Stelle in der Nähe, wo ich Tior begraben konnte. Die Grube war nicht tief, aber ich hoffte, daß die Schakale und die Hyänen sie nicht aufkratzen konnten. Ich legte den Freund hinein und schüttete das Grab zu.

Und dann holte ich mir das, was ich mir zugeschworen hatte: die Schädeldecke Alfs des Hinkenden. Bis zum Abend hatte ich zu tun, um sie abzutrennen, zu reinigen, die Ränder abzuschleifen. Aber dann lag sie in meiner Hand, ein Trinkgefäß zum Gedenken der Toten. In dem Haufen der Gefallenen

stöhnte und regte es sich schwach. Es waren wohl nicht alle Schwarzen tot.

Ich trank den Rest vom Wasser aus Tiors Flasche und machte mich auf den Weg. Ich richtete mich nach den Sternen und war nicht sicher, ob ich lebendig die Wüste würde überschreiten können. Denn Wasser war in der Wüste lebensnotwendig, und ich wußte nicht, ob ich Wasser finden würde.

Hinter mir balgten sich Schakale und Hyänen um die Leichen — einige von den Schwarzen lebten noch, aber sie kümmerten mich nicht. Meine Rechnung war beglichen. Ich wollte nichts wie heim in unsere schöne, sonnige und doch kühle Savanne.

Unentwegt stapfte ich weiter unter dem Sternengefunkel. Allmählich fühlte ich trockenes, stachliges Gras unter den Fußsohlen. Und wo Gras war, mußte auch Wasser sein. Aber es war mir eigentlich gleichgültig. Ich hatte meinen Eid gehalten, alles andere war gleichgültig. Und wenn der Hinkende tot war, so würde Friede in der Welt sein. Denn es war seine Machtgier, die all das Unglück verursacht hatte. Und diese Machtgier war tot.

Beim Sonnenaufgang stand ich an einem See. Erst argwöhnte ich, daß sein Wasser wieder bitter und ungenießbar wäre. Aber es paddelten einige Wildenten darauf und ab und zu plätscherten Fische darin. An einigen Stellen wuchs dichtes Schilf bis ins Wasser hinein. Es schien doch Süßwasser zu sein. Ich watete bis zu den Knien hieein, nahm meine Trinkschale und weihte sie ein. Noch nie hatte mir Wasser so gut geschmeckt wie aus diesem Gefäß. Ich trank und trank und dachte an Urda, an Tior, an Ona, an all die Toten, die der Machtgier eines Zauberers, eines Priesters zum Opfer gefallen.

Dann marschierte ich weiter, obgleich mir die Beine und das Kreuz schmerzten. In der Steppe, die nun die Wüste ablöste, wimmelte es von Tieren, und es war nicht leicht, ein sicheres Plätzchen für die Rast zu finden. Allmählich aber

tauchten Aloebüsche und andere Sträucher auf, endlich auch Bäume, und bald fand ich einen Baum, auf dem man ruhig schlafen konnte. Antilopen, Wildpferde und Wisente weideten ringsum. Ja, ich sah auch einige Mammute in der Ferne ragen, und alles erinnerte mich an unsere Savanne, nur daß die Sonne hier heißer brannte.

Das heisere Brüllen eines Säbelzahntigers ließ mich aufhorchen. Nun, auf einen Baum würde das Untier nicht klettern. Bevor ich aber meinen luftigen Sitz bestieg, schoß ich erst eine junge Antilope, zündete mit den beiden Hölzern ein Feuerchen an, wie ich es bei dem Seevolk gelernt hatte — wir in der Savanne benutzten Feuersteine zum Feueranmachen und kannten die beim Seevolk üblichen Feueranzüder nicht —, und briet mir ein saftiges Stück Fleisch.

Merkwürdigerweise sättigte mich die Mahlzeit nicht. Je mehr ich aß, desto hungriger wurde ich. Hungriger und müder. Alle Knochen taten mir weh. Schließlich schlief ich neben dem Feuer ein, immer noch bestrebt, meinen Hunger zu stillen. Und im Schlaf fühlte ich, wie ein Reißer, ein Säbelzahntiger, heranschlich. Ich wollte aufwachen, aber es gelang mir nicht. Immer näher kam die Bestie angeschlichen, ich fühlte deutlich ihre Nähe, ja, ich glaubte, ihren heißen Atem an meinem Gesicht zu spüren. Vergeblich mühte ich mich, die Lider zu öffnen oder aufzuspringen oder einen Speer zu ergreifen. Ich war wie gelähmt, ich wußte, was um mich vorging, und konnte weder etwas sehen, noch mich bewegen.

Und dann packte mich der Tiger an der Schulter und schüttelte mich. Es tat nicht gerade weh, aber ich spürte den Druck seiner Zähne an meinem Körper und wußte, daß ich verloren war. Und der Atem des Tieres hauchte mich an, und er roch — nach Rauch ...

Nachspiel

... Er roch nach altem Zigarettenrauch. Ich riß plötzlich die Augen auf und blinzelte ins Licht, denn die Sonne schien mir direkt ins Gesicht. Vor mir stand ein Mann in Polizeiuniform und schüttelte mich an der Schulter.

Auch ich war bekleidet, normal bekleidet, wie es im Wirtschaftswunderdeutschland üblich ist — mit Mantel und dunklem Anzug und braunen Schuhen. Ich saß auf einer harten und wenig bequemen Bank im Englischen Garten in München und zwinkerte, noch schlafbenommen und verständnislos mit den Augen.

„Mei, hab'n Sie an Schlaf!" brummte der Schutzmann gutmütig. „A Maß z'vui g'habt am frühen Vormittag?"

„Ich ... ich muß wohl eingeschlafen sein ...", stotterte ich verlegen. Alle Glieder taten mir weh, und ich fühlte die Kühle des Herbsttages durch den Mantel hindurch.

„Scheint mir auch", meinte der Schutzmann.

Ich reckte die Glieder, stand auf. „Dank auch, Herr Wachtmeister. Ich hätte wohl bis morgen so weiter geschlafen, wenn Sie mich nicht geweckt hätten."

„Schau'ns bloß nach, ob man Eahna nix klaut hat, während Sie g'schlaf'n hab'n", riet er vorsorglich. Ich befühlte meine Taschen. Nein, die Taschendiebe hatten ein Einsehen. Es war alles da, die Brieftasche, das lose Kleingeld in der Hosentasche. Und das Paket mit Farbtuben auch. Ich grinste:

„Alles da! Wenn mich schon der Tiger nicht gefressen hat! ..."

Er blickte mich an, als hielte er mich für nicht ganz normal, doch ich tippte mit dem Finger an die Stelle, wo bei gutbürgerlichen Menschen die Hutkrempe saß, und ging schnell heim.

Aber es gelang mir nicht gleich, mich von dem Bann des Traumes zu befreien. Unwillkürlich erwartete ich sandgelbe Saiga-Antilopen, turmhohe Mammute oder klobige Wollnashorne hinter Baumgruppen und Büschen, oder das Krei-

schen der schwarzen Weiber zu hören. Und ich wunderte mich dumpf, dunkelblaue Hosen mit Bügelfalte um meine Schienbeine flattern zu sehen.

Ich mußte lächeln, als ich weiterging und mir einzelne Bilder des langen Traums ins Gedächtnis rief. Solch eine wirre Angelegenheit! So ziemlich alle Zeitalter — Altsteinzeit, Jungsteinzeit, Bronzezeit, alles durcheinandergeworfen. Und wie konnte man von Gerda als Urda träumen — der Pater als Schamane war schon irgendwie glaubhafter. Es waren wohl Lovickes und Irwings hitzige Streitreden am Abend, die sich in der Brechung des Traumgesichts niederschlugen. Und meine persönlichen, mir selbst kaum bewußten Gefühle und Empfindungen.

Und jetzt werde ich Lovicek ins Handwerk pfuschen. Ich, der Malerjüngling Hans Holthaus, ich werde jetzt die ganze Geschichte niederschreiben, die Geschichte, die ich so bunt und aufregend geträumt habe. Ob es Kunst, Literatur wird, das mögen die Jungens entscheiden. Und Gerda. Mir ist das wurscht. Denn der Traum hat mir persönlich Spaß gemacht.

Ende

